

PL $\frac{A}{51}$ H. 3

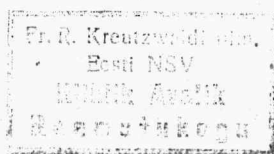
Baltische Monatschrift.

Zweiten Bandes drittes Heft.

August 1860.

Riga, 1860.

Baltische Monatschrift.



Zweiten Bandes drittes Heft.

August 1860.

Riga, 1860.

Den Druck genehmigt
im Namen des General-Gouvernements von Liv-, Esth- und Kurland:
Coll.-Rath Schüze.

Die landärztlichen Verhältnisse, insbesondere Kurlands.

Charles Fourier hat unter den Rubriken der Arbeitstheilung auch eine aufgestellt, die er „travaux de dévouement“ nennt, zu denen keine individuelle Neigung angeboren ist, zu denen sich aber Menschen aus Resignation entschließen, weil sie die Nothwendigkeit derselben fürs Gemeinwohl erkennen.

R. Rosenfranz, Vorwort z. „Aesthetik d. Häßlichen.“

Ungedulds der neuen Gestaltungen, die in vielfacher Durchkreuzung die Landesverhältnisse unserer Provinzen und insbesondere Kurlands durchdringen, dürfte es an der Zeit, ja Sache der Pflicht sein, einer Beziehung nicht zu vergessen, die zu den eingreifenden gehört — der des Landarztes zu seinem Wirkungskreise. Die Aufforderung hierzu erscheint besonders nahe gelegt, wenn Neugestaltungen sich auch in dieser Richtung vorbereiten, wenn dieselben bereits zur Reife des gefühlten Bedürfnisses durchgedrungen, nur der abschließenden Erörterung, der planmäßigen Durchbildung zu harren scheinen, um sie einer Periode neuer lebenskräftiger Entwicklungen entgegenzuführen.

Wenn ich nun hier vom Standpunkt einer längeren praktischen Laufbahn den Maßstab des Sachmanns an ein schwebendes Verhältniß zu legen gedenke, so muß zwischen Leser und Verfasser von vorn herein das Vertrauen festgestellt werden, daß es sich hier nicht um eine Tendenzschrift, um keine oratio pro aris et focis handelt. Ich muß dies um so mehr betonen, als diese Betrachtungen gerade durch eine Frage lokalen Interesses

angeregt wurden, durch den Wunsch einiger Bestizenden nämlich, in der Nachbarschaft des Verfassers dicht an der kurländischen Gränze einen Arzt in ihrer Mitte sich niederlassen zu sehen. Gleichwohl klingen aber in dieser Tagesfrage immer wieder Vorlagen und Probleme an, die sich durch die ganze Entwicklungsgeschichte des landärztlichen Wesens fortspinnen. Wenn ich daher Gelegenheit nehme, von hieraus weitergreifende Bedürfnisse der augenblicklichen Situation zu berühren, so erklärt sich das ungewollt daraus, daß die verschiedenen Gestaltungen, die uns in dieser Hinsicht in den Provinzen entgegentreten, im letzten Grade auf eine analoge Basis zurückgeführt werden können. Wir sehen fast dieselben Mängel und Bedürfnisse, Anregungen und Hemmhebel immer wieder ins Spiel gesetzt, mögen wir Beseberg oder Pilten, die Ufer des Peipus oder Szeymen als Ausgangspunkt unserer Betrachtungen wählen.

Nur eine offene Aussprache mit unbefangener Darlegung des gegenseitigen Verhältnisses kann hier zwischen dem ärztlichen Stande und dem Publicum, als den beiden Contrahenten in diesem socialen Vertrage, zur Klarheit führen. Nur klares Verständniß wird aber hier vor bedauerlichen Mißverständnissen bewahren und eben auch nur ein derartiges unbeirrtes Gegenseitigkeitsverhältniß zu der erwünschten Befestigung und gedeihlichen Entwicklung des Gemeinwohls führen.

Was die Angelegenheit betrifft, die diesen Betrachtungen zum Ausgang diene, so faßt sie sich für den Fernerstehenden kurz in Folgendem zusammen:

Ein Flecken, eine kleine Meile von der kurlischen Gränze gelegen, bildet das rendez-vous von größeren Wegen, die nach allen Richtungen der Windrose ausstrahlen. Man gelangt auf diesen bequem zu etwa 10 größeren umliegenden Gütern. Dies sind zum Theil volkreiche Besitzlichkeiten, die bis jetzt entweder gänzlich ohne feste ärztliche Versorgung bleiben oder wöchentlich einmal die Nähe eines Arztes haben, der drei Meilen vom Flecken entfernt wohnt. An den übrigen Wochentagen beschäftigt diesen eine eigene größere Praxis und die nächst weitere Hilfe ist für jenen Kreis nur auf mehr als 3—4 Meilen, und das auf recht üblen Straßen, zu erlangen.

Innerhalb dieses Kreises von Gütern sind allmählig auch mehrere kurlische Familien besitzlich und ansässig geworden. Eingedenk der Vortheile mancher Gegenden Kurlands, nebenher in der schlimmen Jahreszeit in noch viel empfindlicherem Maße, als der Weizenzeiger giebt, von ärzt-

licher Hilfe geschieden, haben diese der naheliegenden Idee sich zugewendet, in ihrer Mitte einen Arzt zu fixiren, also, wenn thunlich, ihn durch ein festeres Verhältniß an sich zu binden. Zweifelsohne muß es ein günstiges Moment genannt werden, wo sich bei einer Mehrzahl das Bedürfniß nach wohlorganisirter ärztlicher Hülfsleistung in so bestimmter Form ausspricht, wenn sich ein natürlich gegebener Centralpunkt ungezwungen finden läßt. Jener Flecken stellt aber als Ansiedelungspunkt für einen Arzt entschiedene derartige Vortheile in Aussicht, ganz abgesehen davon, wie sich die Beziehungen des präsumtiven Trägers dieser Stellung zu den Einzelnen, zu den Familien, zu der anwohnenden Bauerschaft zc. gestalten mögen.

Nun findet sich aber in dem gedachten Flecken so wenig als an mehreren andern ähnlichen günstigen Punkten der Provinzen und besonders Kurlands irgend etwas Gegebenes, das einer solchen Ansiedelung einen Anhalt böte. Es muß also eine neue Grundlage geschaffen werden. Das bewußte Bedürfniß, der gute Wille, ihm zu genügen, liegen vor, es handelt sich nur um eine einheitliche Idee und einen Bauplan, um Etwas, was die Bedingungen der Neubildung und die Ecksteine des Neubaus zu einer lebensfähigen Entwicklung geschieht zusammenfügt.

Meines Erachtens ist es nun aber von wesentlicher Wichtigkeit, die günstigen Momente, wo sie sich so ungezwungen durch die Sachlage selbst darbieten, mit ihrem vollen Gewicht der Ausbeutungsfähigkeit in die Waagschale zu werfen, wenn man einer Verwirklichung des Planes näher rücken will. Topsthum, hergebrachte Routine, unzulängliche Halbheiten dürfen einer solchen Neugeburt nicht schon im Keime eingimpft werden, wenn man des Kindes froh werden will. Es hat vielleicht lange keine Zeit gegeben, welche von schiefen Conceptionen auch in dieser Rücksicht, von daraus sich herschreibenden Mißgeburten harscher und empfindlicher berührt worden wäre, als gerade die unsrige. „Sie ist“, sagen Manche, „nur zu sehr die Zeit des Fortschritts.“ — Vielleicht! Die Schwierigkeiten scheinen mir aber weniger in den maßlosen Ansprüchen eben dieser Zeit, weniger in den himmelftürmenden Problemen des Jahrhunderts zu liegen, als in der strengen Forderung, in solchen Perioden schnell fortschreitender Entwicklung gerecht und klar, maßvoll und doch nicht karg, nicht übereilt und doch nicht träge die Vergangenheit mit der Zukunft zu vermitteln; wir bauen ja im Kleinen wie im Großen heute vielleicht weniger als je Pyramiden, chinesische Mauern und Münster für Jahrhunderte, aber wir verlangen mit

Recht, daß, was begründet wird, auch das volle Recht der Existenz in sich trage.

Diese Gedanken drängten sich mir bei einer gelegentlichen Discussion des fraglichen Gegenstandes unwillkürlich auf. Bei dem unzweifelhaft Berechtigten der Grundidee zog das bunte Durcheinander der verschiedensten Anklänge an mir vorüber, und Zungen und Sprachen tönten durcheinander, wie das eben bei den kleinsten Nachahmungsversuchen des alten Thurmbaus in menschlichen Dingen zu geschehen pflegt. Ich sah den Bau im Geiste vor mir stehen — eine freundliche Villa, die aus einer uncultivirten Naturstätte emporwächst, aber schon durchranft und überwuchert vom Holzschwamm, der dem Bau und den Insassen früher oder später zum Nachtheil und Ruin gedeihen muß!

Um diesen Eindrücken eine rechtfertigende Begründung zu geben, muß ich für die Fernerstehenden etwas weiter ausholen und in flüchtigen Federstrichen das landärztliche Verhältniß unserer Provinzen in seinen allgemeinen Umrissen zu zeichnen versuchen. Mit unwesentlichen Abweichungen hat es sich seit Jahrzehnden in einer Art festgestellt, die als überlieferungsmäßiges Schema sich auch in unserer Tagesfrage vielfach wieder spiegelt.

Wo nicht ganze Kirchspiele als Contrahenten oder Garantien für die Stellung eines Arztes eintraten, wie dieses neuerlichst namentlich in Livland versucht worden, bildeten sich freie Associationen von drei, vier, sechs und mehr landbesitzlichen Familien, die für ihren Gütercomplex einen „Oekonomiearzt“ engagirten. Es wurde eine verhältnißmäßige Gage vereinbart, ein sogenanntes „Deputat“ (ein Gefälle an Naturalien) ergänzte gewöhnlich diese Stipulationen und man lebte eben zusammen, so lange man sich gegenseitig gefiel, und trennte sich, ein Zerrbild wilder Ehe, wo Vernunft und Herz tiefergreifende Bande postuliren, wenn die Beziehung für den einen oder den andern Theil Nachtheile mit sich zu führen begann, die auf andere Weise bequemer nicht umgangen werden konnten. Leider war bei solchen Engagements eine geeignete und bequeme Wohnung zur Aufnahme des Arztes meist nicht vorgesehen. Dieser Mangel machte sich noch fühlbarer, wenn der Arzt, verheirathet, eine Familie mit in diese neue Stellung einzuführen gezwungen war. Nimmt man hinzu, daß in dem Haupt dieser Familie sich die Centralisation eines weit greifenden Geschäftsbetriebs vereinigt, daß er Chirurg, Accoucheur, Oberapotheker und Impfrevident, meist neben seiner Familie einen oder gar zwei technische Gehülfen beherbergen mußte, so steigern sich diese Schwierigkeiten nur noch. Dabei

mußte er in den materiellen Bedürfnissen des Unterhalts und deren Beschaffung sich oft nur zu sehr auf seine eigensten Ressourcen und die Zwangspreise eines vielleicht entfernten Marktes hin- und angewiesen sehen und konnte nur zu oft über die ihm eingewiesenen Räumlichkeiten nicht in einer Weise verfügen, die diesen oft widerstrebend sich durchkreuzenden Zwecken und den Ansprüchen des Geschäfts als solchem entsprochen hätte. Auf den Gütern war aber eben der Natur der Sache nach eine Aenderung in dieser Hinsicht kaum ausführbar, und so muß es wohl nicht Wunder nehmen, wenn gerade diese Mißstände auch nicht eben geeignet waren, die Basis zu festigen, auf denen diese Verhältnisse künstlich erwachsen und oft frühzeitig kränkelnd wieder abstarben. Es war eben einmal eine „Herberge“, ein anderes Mal ein „Beihof“ oder ein Theil eines unbewohnten oder nicht sehr wohllichen Herrenhauses — deren bessere Hälften eben wegen Mangels entsprechender Baulichkeiten schon von einem Verwalter, Schreiber u. a. eingenommen waren. Fast immer aber fehlte dergleichen zeitweiligen Unterkommen der Merkte der Charakter der Selbstständigkeit und Geschlossenheit, die zu einer abgesonderten Wirthschaft auf dem Lande fast noch unumgänglicher nöthig wird, als in der Stadt. Die Herberge hatte aber entweder keinen Keller, oder der Beihof keine Wagenremise und der abgetheilten Herrenhauswohnung fehlte Küche und Vorrathskammer — Räumlichkeiten, die schwer mit Andern zu theilen sind.

Eine ehrenwerthe Ausnahme von dieser Regel machen einige im Lande verstreute sogenannte „Doctorate“. Beispielsweise führe ich die in Kreuzburg — Dondangen — Pokroi — und auf den kurischen Ritterschaftsgütern an. Es sind dies mehr oder weniger abgesonderte Wirthschaften, wohl zu den Gütern, auf denen sie von den Besitzern gegründet, gehörend, dennoch aber in einer Art abgegrenzt, die dem Zweck, in specie von einem Arzt bewohnt zu werden, bestimmter entspricht. Der isolirte Fall der Ritterschaftsgüter ist eben ein vereinzelter, in vieler Beziehung aber ein sehr geeignetes Vorbild für weitere Neugestaltungen.

Von dieser Häuslichkeit aus, die an und für sich schon eine ergiebige Quelle von Unbequemlichkeiten, Collisionen und Mißhelligkeiten war und wohl noch immer ist, wird die Praxis häufig in der Art versehen, daß der Arzt wöchentliche „Rundfahrten“ hält. Mit seinem Arzneikasten im Behikel und seinem Discipel oder Apothekerlehrling auf dem Wagenbock, setzt er so Jahr für Jahr sein kalendergerechtes und terminmäßiges Heilgeschäft fort, bis er, zum Theil unter dem Einflusse der fortwährenden Strapazen, selbst an

eine seiner Pillenschachteln glauben muß, wenn diesen Befehrsdienst nicht ein benachbarter Colleague übernimmt. Waren auf den umliegenden Gütern neben der größern Hausapotheke des Arztes Filialapotheken angelegt, so wurde der Arzneimarkt so von Gut zu Gut verlegt. Je weniger Arznei der Arzt den Landleuten gegen ihre vielfachen kleinen Leiden verabfolgte, um so eher riskirte er seine Popularität, und je mehr drauf ging, um so mehr verdiente bei gesteigerter Mühwaltung des Arztes der Apotheker in der Stadt, von dem die meisten Rohwaaren und ein großer Theil der Präparate bezogen werden mußte. Ueberall fanden sich an den bestimmten Tagen dieselben Typen von Blinden, Lahmen, Sichtsbrüchigen und Geschwürigen ein; curirt wurde viel, gesund gemacht ziemlich Wenige, Wunder gethan gewiß noch weniger und bei dem besten Willen der Aerzte und ihrer Patrone ging's eben im großen Ganzen nicht nur, sondern auch im Einzelnen „wie's Gott gefällt“. Wir werden auf die Ursachen dieser Unzulänglichkeiten und die Mittel, die ihnen abhelfen könnten, später zurückkommen; für's Erste nehme man diese flüchtigen Umrisse für nicht mit zu schwarzen Tinten gezeichnete Lebensbilder, die eben nur Thatsächliches wieder spiegeln. Ich glaube, da sie eben nur Miterlebtes oder Mitlebendes darstellen, dürfte wohl jedes „Landeskind“ darin Züge aus der lieben Heimath wiederfinden. Auf vielen Gütercomplexen wurde dieses regelmäßige Fahrsystem in etwas gemodelt, wenn etwa an gewissen Tagen auf ein so besahrenes Gut die Kranken der nächstanliegenden Güter gingen oder gesandt wurden, zum Theil wurde es auch von den Aerzten in der Anwendung modificirt, indem ihnen denn doch endlich ihre Zeit zu werth wurde. Dann zog man es vor, seinen Discipel die Wochenfahrten machen zu lassen, und wenn die Verhältnisse recht günstig für den Arzt lagen, fielen sie auch wohl ganz weg.

Die Folgen dieses Fahrsystems und vergleichbar ähnlicher Abkommen liegen aber klar auf der Hand.

Wenn den Arzt nun nicht ein beiläufig auftauchender Krankheitsfall besonderer Art entschädigte, ein tieferes Eingehen auf die Zustände der „leidenden Menschheit“ war es kaum, was ihn moralisch an eine ähnliche Praxis band. Ein tiefer gehendes Verhältniß zu den Familien der bessern Stände konnte wohl eine Entschädigung bieten und lebt gewiß in manchem meiner Collegen als eine wohlthunende Erinnerung. Diese Gemüthnung fällt dem Arzt aber nicht immer und in vollem Maße zu, wie wir später sehen werden. Es bleibt also zuletzt hier und da eine an

interessanten Incurabeln gestellte Diagnose, ein wenig sittengeschichtliches Studium in Menschenkenntniß, Gelegenheit zum Ausziehen von ein Paar Zähnen, Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Regendeterioration, eine verspätete Armeinrenkung zc.; es bleibt endlich die große Masse von angefangenen Krankenbehandlungen, von denen er nie wieder etwas über Fortgang und Ende hört, als Compensation für sein unausgesetztes Umherfahren. Von den wirklich der Hülfe Bedürftigen erfährt er nicht immer etwas und auch das selten zur rechten Zeit. Der Bauer, der sonst wenig Leidenschaft für Denkooperationen zeigt, entwickelt oft in ähnlichen Fällen eine Fähigkeit des Selbstdenkens, die eines bessern Zieles und Erfolges würdig wäre. Man hört nichts gewöhnlicher, als die Redensart: „Wir dachten, es würde besser werden“! in Fällen, wo man bei aller Toleranz gegen Hauscurversuche die Vernachlässigung verzweifelter Krankheitsversuche nicht begreift. Erfährt man dann auch von den wichtigern Fällen durch einen verspäteten Zuzügler, so haben die Ambulanten schon mit ihren kleinen Leiden und langen Klagen die enggemessene Zeit dermaßen verzettelt, daß der Arzt oft bis in die Nacht sich dem Wesentlicheren widmen muß, das selbstverständlich die Aufgabe seines Tages sein sollte. Solche Antinomien gehören aber zu den gewöhnlichsten in der Logik der Landpraxis. Glückt es nun aber auch dem Wichtigern den Vorzug einzuräumen — wenn der Arzt schon früher angemeldete Hülfsbedürftigere im Auge behält, wer weiß, wie lange ihn seine Touren aufhalten, wohin sie ihn leiten — ? Dann erhält aber wieder eine gewisse Zahl der Ambulanten ihr stationäres Pflaster, Magenmittel, Wurmpulver nicht, wenn sie den Arzt nicht erwarten können, und malcontent gehen sie nach Hause, nachdem sie vielleicht einen Tag verloren haben! Daß aber die wichtigern Fälle nicht nur nicht immer, sondern sogar verhältnißmäßig selten zur rechten Zeit an dem „Wochentage“ angemeldet werden, hat in tausend Heumhebeln der Langsamkeit, der Indolenz und Fahrlässigkeit der Leute, hier und da auch im Verwaltungsmechanismus Gründe genug! Vor allem aber — und dieses kann nicht genugsam hervorgehoben werden — liegt es darin, daß so fest es steht, daß ein Mensch nicht zu Erfindungen gezwungen werden kann, man ihn auch nicht verbindlich machen darf — an gewissen Kalendertagen krank zu werden! Ich sage, dieses kann nicht genugsam hervorgehoben werden, denn ist der Kranke einmal über den ersten, vielleicht beunruhigenden Choc weg, wo man den Doctor vielleicht eben nicht haben kann, so „denkt“ man wieder, es wird sich schon machen, wenn er auch wirklich

in der Nähe ist! Es hat mir nicht geringe Mühe gekostet, diese einfache Logik im Leben zur Geltung zu bringen, und noch heute kann man der lieben Gewohnheit zu Liebe Einwendungen hören, vor denen die kühnste Dialektik beschämt die Segel streichen muß. Muß man denn nicht zugeben, daß ein Arzt in sehr peinliche Verlegenheiten gerathen muß, wenn er sich gebunden hat, am Montag in X zu erscheinen, ihn aber an demselben Tage in entgegengesetzter Richtung eine Kreisende braucht, die er nicht warten lassen darf, wenn sie auch gern möchte? Spricht es nicht zu sehr gegen ein Grundgesetz und Urrecht des Individuums, das der Untheilbarkeit nämlich, wenn ihn eine Ekstase vom Schmerzlager dieser Kreisenden zu einem Holzhauer ruft, der im Walde sich eine Arterie durchgehauen hat und verbluten will? Es sind dieses keine schematischen Beispiele, sondern concrete Erlebnisse — und jede derartige Praxis wird ihre Corollarien dazu liefern können.

Es bleibt also dem Arzt nichts übrig, als seine Zeit und Mühewaltung zu verdoppeln. Die Anspannung der geistigen und körperlichen Kräfte muß weit über das — Gewöhnliche — will ich nicht sagen — denn ich verlange vom Arzt, daß er ungewöhnlichen Anstrengungen und Ereignissen gegenüber sich mit Kraft, Ausdauer und Geistesgegenwart bewähre — nein, weit über das billig und nothwendig zu Fordernde ausgedehnt werden! Er muß verboten in X und Z zugleich sein und das Kunststück des renommirten Magiers perpetuiren, der sich seinem Publikum durch sieben Thore einer Stadt zu gleicher Zeit und Stunde vorstellte.

Daß der Arzt überdies bei einigermaßen ausgedehnterer Praxis mit seiner gewöhnlichen christlichen Zeitrechnung, in specie mit den „Wochentagen“ und ihren Fahrten bald in ein arges Dilemma geräth, ist unschwer einzusehen. Bei diesem ruhelosen Umherschweifen mit dem Kainszeichen des Jui errant bei Tag und Nacht, über Wege und Stege, bleibt ihm natürlich für das eigene Haus und die Seinigen gar keine Zeit. Er lebt im strengsten Sinne des Worts — aber in verschrobenster Anwendung desselben — seiner Pflicht! Die Lust und selbst die Möglichkeit, daheim fortzubauen an der Wissenschaft, an seiner Kunst, an allem, was das Leben über die platte Materie hinaus trägt, verkümmert mehr und mehr! Was insbesondere den Arzt, als solchen, auf der freien Höhe der Anschauung hält, was ihm die Uebersicht sichert über die geistigen Anregungen und Errungenschaften seiner Zeit, was seinen Wissenskreis abrundet und erweitert, die Muße des Studiums, die Ruhe des Lebens, die

Beschaulichkeit der Stunden am häuslichen Herde endlich — alles dieses wird zu illusorischen Luftgebilden! Wie die Luftspiegelungen der See Morgana ziehen sie an ihm vorüber! In seinem Wüstenritt tauchen dem Pilger Quellen und Dattelhaine am Horizonte auf, blaue Seen und rasengrüne Tristen locken seinen Blick — aber vergebens! Die fatale Realität der knarrenden Wagenachsen verschrenkt alle diese schönen Träume und Phantome, um ihn schließlich bei Nacht und Nebel auf einem Lehmdamm sitzen zu lassen.

„Aber — enfin — wird er nicht bezahlt dafür?! Und hat denn Doctor „so und so“ nicht ganz eben so seine regelmäßigen Fahrten versehen?“ Ja, nun — —! Wir müssen es freilich zugestehn, wir fühlen es in mehr als einer Beziehung täglich, daß wir einer großen Vergangenheit gegenüber nur zu sehr zu einem Pygmäengeschlecht entartet sind! Eines schickt sich aber nicht für Alle! „Und dann — heißt es weiter — dehnt sich auch der Doctor zu sehr mit seiner Praxis aus!“ Nun — es läßt sich ohne Logarithmen leicht darthun, daß ein Landpracticus vom Sonnabend durch den Sonntag und die ganze junge Woche bis wieder zum Sonnabend sich auf Entdeckungsreisen befinden könne, und wenn es so fort ein fahrtenreiches und ereignißarmes Jahr gegangen ist, nicht viel mehr erworben haben dürfte, als was hinreicht, seines Lebens Nahrung und Nothdurst zu decken. Doch darauf kommen wir später zurück. Jetzt zunächst nur die nächsten Consequenzen!

Ein solches Fahrreglement leitet nämlich unmerklich zur Routine in Wissenschaft und Praxis, zu einer gewissen Laxität des ärztlichen Gewissens im Leben, und, wenn die Verhältnisse unglücklich liegen, zu einer Verstimpelung des ganzen Menschen. Gewisse Compensationen werden die demoralisirenden Einflüsse dieses Sich-im-Kreise-Drehens zum Theil entkräften oder gänzlich aufheben, immer bleibt die Landpraxis in dieser Form eine ungleich mehr abziehende und zersplitternde für die Kraft des Einzelnen und ergänzt sich für die innere Genugthuung des Arztes unendlich weniger aus sich selbst, als es das abziehendste Wirken des Arztes in der Stadt je thun wird. Wen leiteten diese schneeverwehten Nichtwege, unsahrbaren Lehmdämme und überschwemmten Rinniale des Flachlandes nicht, wenn es dunkelt, zu Bildern jovialer alter Diener Aesculaps, die man in alter guter Zeit beim Whisttisch in Verwaltherherbergen oder abgelegenen Pastoraten angetroffen haben mag, wenn der Schnee zu tief gefallen oder die Wege zu sehr überschwemmt, um nach dem Wochentage Abends noch heimzukehren,

fröhliche anspruchslöse Gemüther mit etwas Alterssicht und einem nicht zu überladenen catechismus medicus! Ist es doch noch nicht allzulange her, daß uns das Leben noch recht leicht gemacht zu werden schien! Gegen Herzkrankheiten — ein Mittel: digitalis, und das Stethoskop — eine französische Spielerei, die Salmiak und Lakrienzust Gottlob! überflüssig machen! Jetzt wird uns der Sieg nicht mehr so leicht gemacht, und die Zeit fängt uns an, wie die Butter den Spaniern, mit Ellen zugemessen zu werden!

Es ist freilich eine trübe Enttäuschung über die Ideale der Wissenschaft und des Lebens, wenn sich Aerzte mit tüchtiger Bildung und wahrhaft humanem Streben in dieses Prokrustesbett zwingen lassen — vielleicht nur um der lieben Existenz willen. Es ist aber eine noch viel folgenschwerere Täuschung, wenn ein gebildetes Publikum — und von diesem geht ja bei uns meist die Initiative aus — glauben kann, sich auf diesem Wege einer bleibenden Hilfe für sich und seine Anwohnerschaft zu verschern. Leider hat nur zu oft mancher herbe Nothschrei vom platten Lande bewiesen, wie sehr man in kritischen Momenten die Verlässlichkeit und Schlagfertigkeit unserer ärztlichen Landwehr anzuzweifeln geneigt ist! Wenn der Feind an der Grenze des eigenen Hauses steht, schont man weder Rosse noch Menschen um eine Hilfe — aus der Stadt — zu erlangen. Aus der Stadt? Ja — aus denselben Kreisen, wo freilich die Specialistik hier und da ihren Blütenboden und gedeihliche Entwicklung finden kann, wenn die Stadt volkreich genug ist, die aber schon wegen enggedrängter Concurrenz der Aerzte nie diese unbehinderte, allseitige Entwicklung praktischer Befähigungen begünstigen werden, wie es meiner Ueberzeugung nach eine wohlorganisirte und wohlverwerthete Landpraxis vermag! Natürlich nur — vermag, und nicht muß und wird! Das liegt aber nicht im Wesen der Sache, sondern in ihren Auswüchsen!

Es kann nun nicht in meiner Absicht liegen, in diese Betrachtungen einen Vergleich wissenschaftlicher Entwicklungsfähigkeit und praktischer Verwerthbarkeit der Aerzte zwischen Stadt und Land einzuführen. Davor aber möchte ich das innerste Wesen der Landpraxis, wie sie mir vorschwebt, behüten, daß es ihr nicht unverdient zur Last gelegt wird, nicht wissenschaftlicher, erfolgreicher, segensvoller und in sich dankbarer werden zu können. Nur wie sie jetzt noch häufig gefunden und gefaßt wird, ist sie ein Feld der Thätigkeit, das alle Energie des Einzelnen in Anspruch nimmt und wo man sich sehr wohl zu hüten hat, daß man sich mit seinen besten

Anlagen und Fähigkeiten als Arzt nicht verliere — wie ein überladenes Kameel ohne Wasser in einer Trombe dürren Wüstenlandes!

Ein weiterer nicht unerheblicher Mißstand erwächst dem Arzt aus der gegenwärtigen Sachlage durch die Nothwendigkeit, nicht allein für seine Curmethoden den Apotheker abgeben zu müssen, sondern auch für Anderer Bemühungen den Droguisten darzustellen. Er muß die Arzneibereitung nicht allein in seine Obhut nehmen, beziehungsweise von seinem Discipel oder Ueberlasser und Zuspfer vollführen lassen, sondern hat noch dazu die moralische Verantwortlichkeit für alles Hauscuriren und Hausmittelunwesen, das von den Hausapotheken der Güter auch noch jetzt nur zu oft von leidenschaftlichen Dilettanten gegen menschliches und göttliches Recht gehandhabt wird. Ich habe schon die sonderbarsten Erfahrungen in dieser Richtung machen müssen und täglich wiederholen sie sich! Muß es sich auch im XIX. Jahrhundert der Stadtapotheker beim Handverkauf gefallen lassen, sich um Bärenfett angegangen zu sehen, so geht das auf dem Lande doch noch viel weiter. „Klempulver“ ist eine solche mysteriöse Kategorie, mit der der Arzt alle Augenblicke in allen möglichen Drangsalen des Lebens herhalten muß, und es ist mir sogar vorgekommen, daß sogenannte gebildete Leute mich schlechtweg um „Pulver gegen Entzündungen“ bitten ließen, wie man in Berlin nach der Feuerlöschmannschaft telegraphirt, wenn man glaubt, daß der Schornstein brennt. Ein anderes Mal hatte eine Frau, die im Ruf großer Curen stand, von einem innern Leiden, das sie selbst aus purer Liebhaberei auf die „Mutter“ bezog, unter dem Gebrauch eines auflösenden Tranks Erleichterung verspürt. Bald darauf hatte sie ein Paar ihrer Kinder mit dem Rest des Mittels „gegen ein ganz gleiches Uebel“ tractirt und zwar mit ganz gutem Erfolg! Schließlich schickte sie mir aber einen baumstarken Knecht mit einer Gastrodynie zu, mit dessen Uebel sie nicht fertig werden konnte. Sie hatte ihm aber versichert, er leide an einer „gesenkten Mutter“! Das referirte der Patient auch mit der gläubigsten Naivetät und hat sich dieselbe Arznei aus, nur etwas stärker! Das sind nach der Natur gezeichnete Breughel's, die sich leichten Preises bei uns erstehen lassen*)

*) Auch in Deutschland finden sich noch gegenwärtig ähnliche primitive Zustände, wie man in Fr. Schönwerth's Sittenschilderungen: „Aus der Oberpfalz“ (Augsburg 1859.) lesen kann. Der Ofen wird dem Kranken im Sommer wie im Winter bis zum Ersticken geheizt; man gebraucht zur Abhilfe der Reize nach Hausmittel, Sympathie, den Abdecker, den Hirten, den Bader, den Arzt; letzteren erst nach Befragung des Drakels, welches darin

Die Sache hat aber auch ihre ernsthafte Seite. Abgesehen davon, daß die Zeit des Arztes durch den Hausapothekenbetrieb in wenig dankbarer Weise in Anspruch genommen wird, führt dieser *modus procedendi* Schwierigkeiten mit sich, die nicht so leicht weg von der Hand beseitigt werden. So besteht im Wirkungsbezirke vieler derartiger ärztlicher Versorgungungen die Einrichtung, daß der Arzt gegen ein festes Jahreshonorar (hier beispielsweise von 1—2 Rubel pro Gestunde) die Bestreitung der Arzneikosten seiner Curen übernimmt. Wenn wir nun auch zur Ehre unseres Standes aufrechterhalten möchten, daß wissenschaftlich unter diesen Verhältnissen nie ein Kranker verkürzt worden ist, so liegt doch die Gefahr der Einrede sehr nahe und ist leider nur zu oft vorgekommen. Der Arzt ist gewissermaßen gebunden, auf die unberechtigten Arzneiansprüche von wirklichen oder simulirenden Kranken einzugehen, die sich oft gemüßigt sehen, die ernstlichste Klage zu führen, daß man ihnen Größumschläge gegen einen Furunkel empfiehlt, wo sie Pflaster verlangten. Es sind Fälle genug vorhanden, um es nicht als ein vereinzeltcs Indusirieritterstückchen zu fassen, daß Leute für vorgeblich schwer Kranke zum Doctor eilen, nur um so die Uebersahrt über eine Floßfähre gratis zu erhalten, und sich dann vom Arzt noch ein *stomachicum* verschreiben lassen, um noch ein Fläschchen und etwas Bitteressenz zu profitiren, während sie ungehindert ihren Geschäften nachgingen. In gewissen Epidemien kann es sich sogar ereignen, daß der Arzt einem Bankrott seiner Apotheke sich nahe sieht, wenn theure Arzneien, namentlich Chinin, in größeren Quantitäten durch die Umstände dringend geboten werden. Ich erinnere mich einer solchen Periode, wo mich in einer auch sonst interessanten Wechselfieberepidemie nur ein plötzlicher Umschlag in der therapeutischen Angreifbarkeit des Krankheitscharakters vor einem wesentlichen Deficit bewahrte. Chinin wollte nur unvollkommen und endlich gar nicht mehr nachhaltig wirken. Arsenik trat siegreich an seine Stelle, und eine Verbindung desselben mit Chinin in Lösung hat sich seitdem hier

besteht, daß man Leib und Fußsohle mit einer Speckschwarte reibt und diese dem Hunde vorwirft: frist er sie, so ist noch Rettung möglich und der Arzt wird gerufen, außerdem nicht, weil der Kranke ohnedies stirbt. Man verlangt in der Apotheke als Hausmittel „alte Ehe“ (*althaea* — Sibischkraut?) u. „gedorrte Menschenhaut“ und nimmt *sperma celi* und Haulsenblase gläubig dafür hin; man verlangt vom Arzt „bittere Medicin“ und „große Gläser“ und wenn der Kranke verschieden und noch Arznei übrig ist, so findet sich ein haushälterischer Magen, der, obgleich gesund, sie verschluckt, lediglich zum Zwecke, „daß sie nicht hin wird.“

D. Ned.

in gewissen Kreisen den Namen von „Wundertropfen“ verdient. Die Freude dauerte aber nicht lange. Das Mittel ist wohl 50 mal billiger als das erste, es bewährte sich aber nur zwei Monate und mußte seinem Vorgänger dann den Platz wieder räumen. Der Arzt kommt da leicht in den Fall, manche Errungenschaft seiner Mühen der Reinheit seines wissenschaftlichen Gewissens insofern opfern zu müssen, als gewisse Fälle keine Transactionen zulassen, obgleich es billigere Wege geben mag, die den Arzt vor dem Collegium medicorum rechtfertigen würden. Doch das ist mehr Sache der Ansicht als feststehender Grundsätze und sollte hier nur zur Erläuterung dienen. So ist zum Beispiel nicht selten von Landärzten in geeigneten Dringlichkeitsverhältnissen Moschus verabreicht worden, den freilich der Bauernarzneitarif nicht in seinen Listen aufzuführen wagt. Ich habe aber andererseits die Data dafür, daß auf Gütern, wo ich, von der Unhaltbarkeit obiger Einrichtung überzeugt, abgesonderte Notirung des Arzneiverbrauchs eingeführt hatte, bei Vergütung nach einem sehr mäßigen Tarif die Durchschnittsrechnung pro Gesunde sich dennoch im Jahreslauf auf drei bis vier Rubel erhob, und in einer Gutsverwaltung meiner Nachbarschaft, die ihre Arznei aus einer städtischen Apotheke bezog, stieg sie in einem Jahre, das auch reich an Wechselfiebern war, auf fast 4 Rubel, nachdem der Apotheker bereits einen Rabatt von 50 Proc. verrechnet hatte.

Es liegt nun nicht im Sinne dieser Darstellung, auf eine zu sehr ins Einzelne gehende Kritik der Schwächen aller dieser morschen Verhältnisse viel Worte zu verwenden. Hierzu bedürfte ich auch eines weit vielseitigeren statistischen Materials. Ich hätte mich im Gegentheil schon früher, anknüpfend an manche Fortschrittsversuche der Neuzeit, zur Reconstruction lebensfähigerer Einrichtungen zu wenden versucht. Obige Ausführungen schienen mir aber nicht wohl zu umgehen, wollte ich unser flüchtiges Bild des status quo nicht gar zu farblos lassen. Nebenher ist es manchmal nicht vom Uebel, allgemein gekamte Zustände in ein Wort zu fassen, das ihnen ihren wahren Namen nicht vorenthält.

Worin liegt nun aber der Grund der Chronicität dieser Uebelstände? Jeder Vorurtheilsfreie kennt sie, Viele möchten Hand anlegen zur Umbildung und Verbesserung! Dennoch bleibt so ziemlich Alles beim Alten! Après nous le déluge — und für's Erste ist das Wasser nur in den Kellernwohnungen und den niederen Hütten! Sind locale oder allgemeine Ursachen im Spiel? Hat eine Zeit, die so reich an Quellen der Fortentwicklung ist, die persönliche und allgemeine Verhältnisse im religiösen

und staatsbürgerlichen Bewußtsein so schnell zu klarer Verinnerlichung zu bringen vorgiebt, die Wissenschaft und Kunst, Theorie und Leben zu einem Gemeingut segensreicher Wohlfahrtsquellen verschmelzen will — eine Zeit endlich, die alle Kräfte, groß und klein, gleich gern berufen möchte zur Theilnahme an der gemeinsamen Arbeit des Jahrhunderts, hat diese, frage ich, keine Mittel, eine Niagaraabücke über eine Kluft zu spannen, in der der Einzelnen schon viele verkommen sind und die sich täglich fühlbarer zwischen eine weit auf dem platten Lande verstreute Bevölkerung und deren gefestigtere Gesundheitsverhältnisse eindringt?

Wir haben noch keine öffentliche Statistik unserer Volkslebenmomente, noch keine Biostatik der Bevölkerungsschwankung, keine Data durchgreifenderer Art über die politisch-ökonomische Arbeit unserer Kräfte, über die Bilanz ihrer letzten Resultate. Wenige Länder überhaupt haben die Anfänge zu solchen Verzeichnungen in verwerthbarer Weise gemacht und Veröffentlichungen in die Welt gesandt, wie sie Belgien in so umfangreicher Weise ins Werk zu setzen begonnen hat. Gleichwohl weiß jeder Landarzt, wie wenig lohnend in Bezug auf gesicherte Erfolge seine Bemühungen, Nachfahrten und selbst die glänzendsten augenblicklichen Resultate sind, die er dem Leben abzwingt. Die Geringschätzung gegen Gesundheit und Leben, wie sie noch so sehr der bäuerlichen Bevölkerung anklebt, durchkreuzt seine Anstrengungen; Medicinpfuscherei, Aberglaube, Winkelscuren und Vorurtheil mischen sich hinein und das ganze Arsenal der Ignoranz und Bildungslosigkeit rückt gegen sein bestes Streben ins Feld, um ihm die Erfolge, die oft mühsam errungen werden, aus der Hand zu nehmen.

Noch gegenwärtig existiren manche große Gemeinden behäbiger, wohlhabender Bauernwirthschaften, insbesondere auf den Krongütern, die sich in vieler Beziehung einer gewissen Bevorzugung vor den privaten erfreuen, es aber im Gemeinfinn noch nicht so weit gebracht haben, sich einer ärztlichen Hülfe zu verschern. Sie behaupten mit japanesischer Pietät ihren insularen Charakter der Abgeschlossenheit, obwohl ein vereinbarter Jahresbeitrag der Einzelnen, eine Krankencasse oder sonst dergleichen Einrichtungen sie ungleich gesicherter einem festen Verhältnisse zu einem Arzte gegenüber lassen würde. Immer vernimmt man nur den Nothschrei des Einzelnen, wenn Krankheit und Tod an ihn hinantreten, jeder Einzelne fühlt dann wohl den bodenlosen Nachtheil der Verlassenheit und Vereinsamung und der Arzt, der sich in einiger Nähe der Bedrängten befindet, wird, wenn er vermag, in humanem Eingehen auf die Drängnisse des Augenblicks

zu seinen Berufspflichten noch eine ausnahmsweise Mühewaltung fügen müssen. Eine beschwerliche Nachtfahrt unter den trübseligsten Verhältnissen, eine verzweifelte Operation bei einem Stümpfchen Licht in einer Badstube ergänzen dann häufig genug die Staffage dieses Bildes, ohne immer das Veräumte wieder einbringen zu können. Fälle der traurigsten Art schweben mir aus eigener Erfahrung für diese Kategorie vor. Ihr Hülfesruf verhallt aber im Winde und die nächstliegenden Consequenzen werden nicht gezogen! Es könnte auffallen, daß der Staat nicht unmittelbar solche Gebrechen des Gemeinwohls angreift und durch Anstellung einer größern Zahl von Bezirksärzten der dringendsten Noth Abhilfe bietet. Es besteht ja aber schon lange eine recht wohlgegliederte, von der Medicinalverwaltung geleitete ärztliche Versorgung nach Kreisen, Reichthümern &c. Aber — wie alle guten Dinge in der Welt, reicht sie nicht für Alles, und für das augenblicklich Nothwendigste oft am wenigsten! Die bureaukratische Gliederung kann auch der Natur der Sache nach in ihrem Mechanismus nicht überall dem wechselvollen Bedürfniß der Situation genügen — sie darf vielleicht nicht einmal dem besonderen Interesse vorgreifen wollen, und ließe sich aus der Welt alles Uebel durch besoldete Chargen eliminiren, wo wäre dann noch Raum für die Weltverbesserungsideen aller Humanisten von Jean Jacques bis Proudhon?

So ist man denn auf jenes einfachste Auskunfts Mittel gekommen. Im Sinne eines provisorischen Zustandes haben es gewisse Güterkreise übernommen, für sich selbst zu sorgen, aber wir haben schon oben darauf hingedeutet, wie wenig segensreich solche Provisorien werden, wenn sie dem Situationswechsel nicht nachgebildet werden, im Gegentheil der allgemeinen Misere gegenüber nur um so mehr im Licht halbe Maßregeln erscheinen müssen, je fester man sich an sie anzuschließen meint. Das Bedürfniß nach leicht erreichbarer tüchtiger ärztlicher Hülfe tritt unbedingt von Jahr zu Jahr mehr ins Bewußtsein der Massen, es verleiht dies allen Halbversuchen zur Besserung des Gegebenen einen gewissen Anstrich von Dringlichkeit und Hastigkeit. Durch die wachsende Zahl junger Kräfte, die eine neue Wissenschaftslehre dem ärztlichen Stande erzieht, wird eine reiche Concurrrenz auch auf diesen Markt des Lebens geworfen, und mit dem Umfang der Pflichten verrückt sich auch die Würdigung der Rechte und Kräfte. Derartige Bestellungen werden in Zukunft nicht mehr Zielpunkte sein können für eine gewisse Coterie ärztlichen Proletariats, das sich aus preussischen Regimentschirurgen der alten Zeit recrutirte. Die halben Sinecuren

die Versorgungsstellen marastischen Alters, die Dasen milder Duldung — verschwinden vor der Masse des zu Bewältigenden. Der Schwerpunkt der Würdigung fällt mehr in die Kreise der vorschlagenden Tüchtigkeit und des anerkannten Verdienstes, als in die gemüthliche Auffassung des Lebens mit den Vorrechten eines guten Herzens und einiger grauer Haare. Diese Verhältnisse gehören glücklicher Weise jetzt nun wohl schon der Vergangenheit an.

Bei der Organisation unserer Landesverhältnisse war es natürlich, daß die Initiative einschlägiger Neugestaltungen auch hier wesentlich in die Hand des landbestehenden Adels fiel. Nahe lag es damit, künftig diesem Verhältniß einen mehr oder weniger patriarchalischen Charakter gegeben zu sehen. Von bestimmten Contractsformulirungen zwischen den Contractanten war überall selten die Rede — mündliche Vereinbarung sicherte dem Arzte Leben und Prosperität, umschrieb seinen Wirkungskreis, zeichnete oft sogar die Grenzen seiner Kraftentwicklung ihm vor und Alles ging, wie gesagt, so gut als möglich, so lange guter Wille und gegenseitige Ergänzung sich an diesem consensuellen Zusammenleben beteiligten. Gleichwohl war principiell die Ergänzung eines öffentlichen Bedürfnisses durch die officielle Stellung des Arztes eigentlich nur auf die wohlmeinende Auffassung der Sache oft einer einzelnen Persönlichkeit angewiesen. Das führte zu Schwierigkeiten und Verwickelungen. Welcher Arzt hätte sich nicht von den freundlichen Verhältnissen zu seinen Klienten wahrhaft getragen gefühlt, wer von uns hätte nicht ein Capital wohlthuender Erinnerungen (oft leider das einzige) bei Seite gelegt, das ihm selbst in Tagen der Enttäuschung Nahrung für Herz und Gemüth gegeben? Wenn aber auch durchgebildeter Humanismus und glückliche Organisation der Naturen selbst in den Pflanzersstätten Louisianas Verhältnisse knüpfen und tragen können, über die Frau Beecher-Stowe sich weidlich wundern dürfte, so sollten sich unsere geordneten socialen Verhältnisse nicht erkühnen, über gewisse Mängel der Garantie mit cordialer Bonhomie hinwegzukommen. Die Gunst der Menschen ist ein wandelbares Ding und die besten Herzen haben ihre schwachen Stunden! Will man also Festes bauen, so lege man auch ein sicheres Fundament, man fasse diese Angelegenheit ernster ins Auge und lasse alle persönliche Betheiligung so viel irgend thunlich sich ungezwungen eliminiren. Nebenher bildet der ärztliche Stand unserer Provinzen, bis jetzt wenigstens noch, gewissen corporativen Consolidationen gegenüber eine nur sehr locker geschlossene Phalanx. Nur ein normirteres

Standesbewußtsein könnte aber das Publikum, wie die Aerzte bei aufschlagendem Bedürfniß nach einem Arzte vor der Concurrenz bewahren, die an ein der Stellenjagd ähnliches Wesen hinausstreift, und nur der ruhigste Standpunkt der Würdigung kann beiden Theilen in Sachen so tief einschneidenden Interesses das Bewußtsein bewahren, gethan zu haben, was nicht vom Uebel ist.

Als illustrirende Randzeichnung, wie leicht der Strom der Neigung sich hierhin oder dorthin wendet, rückt sich mir das Beispiel eines nicht unbedeutenden Gutes nahe, dessen ärztliche Versorgung mir ziemlich unerwartet angetragen wurde. Bei näherem Eingehen auf die Motive erfuhr ich, daß es unangenehm empfunden worden, daß man den behandelnden Arzt „häufig“ nicht zu Hause getroffen, einen Arzt, der beiläufig gesagt, sechs bis sieben andere größere Gebiete zu versorgen hatte. Ich konnte eine bestimmte Garantie „irgend wann“ sicher daheim getroffen zu werden, principiell gar nicht bieten, da der Strom meiner Praxis mich bald da bald dorthin treibt, es mußte also ganz dem guten Glücke, dem guten Willen und vielen andern guten Dingen überlassen bleiben, ob meine Hülfsleistung dort hinüber werde reichen können. Da der behandelnde Arzt es mir aber nahe legte, für ihn in diese Praxis einzutreten, knüpfte sich schließlich dennoch ein Verhältniß und dieses hat auch seit Jahren keine Ursache gehabt, eine Störung zu beklagen, sei es wegen verspäteter oder verabsäumter Hülfe. Es führt dies aber einigermaßen in die Schwankungsweite ein, in der sich die Ansprüche an den Arzt selbst bei wohlmeinender Gegenseitigkeit zuweilen verlieren, und man muß auch hier gewiß das möglich Erreichbare von den Wünschenswerthen und einseitig Bequemem zu scheiden wissen.

Diese verwickelten Mißstände müssen endlich einer zeitgemäßen Neugestaltung Platz machen, eine durchgreifende Regelung muß das Schwankende und Kränkelnde auf eine festere und gesündere Grundlage zurückführen, wenn überall einer gerechtfertigten Erwartung entsprochen werden soll. Wo also das Bedürfniß nach einem Arzte sich geltend macht, in einem Kreise, der ihm Brot und würdige Angriffspunkte für seine Kunst bieten kann, denke man vor Allem daran, sich selbst die beste Garantie zu geben. Man schaffe also eine Basis, auf der ein in der Wissenschaft und Praxis eingelebter Mann fortbauen kann, auf der er mit Vertrauen und Hoffnung, mit Muth und Ausdauer einer von Tracasserien unbehelligten Lebensentfaltung entgegengehen kann.

Ich kann diese Garantie nach mehrjährigen Erfahrungen für unsere Verhältnisse nur in der Gründung und gesicherten Dotation von selbstständigen „Doctoraten“ (man gestatte diesen Ausdruck, weil er bei uns in Gang gekommen) suchen und finden. Das Wort schließt sich an die Analogie der „Pastorate“ an und das Wesen sollte es auch dürfen! Das Doctorat würde, als fortwirkendes Institut auf festem Fundament gegründet, der bleibende Ausdruck nicht nur einer durchgreifenden Reform im Aeußern werden, es würde sich auch bald zum Ausgangspunkt gestärkterer hygienischer Beziehungen zur ganzen Umgebung erheben. Würden doch, um bei jenem Beispiel aus dem Leben zu bleiben, auch unsere Prediger erst aus dem Anachoretenthum des „Predigers in der Wüste“ durch eine feste Ansiedelung emancipirt! Mag der Einzelne oder eine Gesamtheit sich an dergleichen Foundationen vorzugsweise betheiligen, mag auch die Landesverwaltung als solche die Frage vom allgemeinsten Standpunkt erfassen und durchführen, mag die Stiftung dann wechseln in ihren Besitzern, Nutznießern und Verweßern, immer wird das Doctorat der Schwerpunkt bleiben, nach dem eine gewisse peripherische Angeseßenschaft in unverrückbarer Weise gravitiren wird. Die Persönlichkeit des Arztes wird wohl im Stande sein, diesem Zuge mehr Nachdruck zu geben, sie wird aber die günstigen Rückwirkungen, die weiter zu besprechende Ergänzungen eines solchen Instituts auf die Umgebung üben werden, nie wesentlich verschieben.

Warum der Adel, als überwiegende Majorität der Landbestehenden gegenüber den Inassen der oft ausgedehnten Weichbilde der Städte, der bürgerlichen Lehen und der Kronsdomainen, diesen Gegenstand nicht schon früher einer ernstlichen Berücksichtigung gewürdigt, kann nicht in die Grenzen dieser Betrachtung hinübergezogen werden. Einzelne Landbestehende haben mit großen persönlichen Opfern dem humanen Fortschritt und ihrer Ueberzeugung ehrenwerthe Denkmale gesetzt, einer größern Mehrzahl scheint eine directe Betheiligung an dieser Frage, als einer Landesfrage, mehr fernab gelegen zu haben, um so mehr als das Medicinalwesen der Regierung in vielfacher Beziehung in die hier berührten Interessen hineinreichte und der Form nach eine Betheiligung hier müßig erscheinen konnte. Factisch ist nur, daß, während wir über die Foundation, Dotirung, Vervollständigung und Umgränzung der Pastoratswidmen, über Schulanlagen, Erziehung von Volkslehrern zc. in den entsprechenden Verhandlungen schon die Acten zu kleinen Literaturen anwachsen sahen, in dieser Richtung die Frage kaum noch bis zur Lebensfähigkeit der Discussion sich erheben konnte.

Gerade auf den auf dem platten Lande verstreuten Adel fällt aber die Organisationslosigkeit dieser Verhältnisse am empfindlichsten zurück, sei es daß sie im Interesse ihrer Angesehnen davon berührt werden, oder daß in den Höfen selbst eine prompte und ausreichende Hülfsleistung vermißt wird. Es ist eine Thatsache der Erfahrung, daß sich das Vertrauen der Nothleidenden nicht selten in weite Ferne wenden zu müssen glaubt, wo nur schnelle Hülfe das Feld siegreich behauptet hätte; denn „das Unglück schreitet schnell.“

Ob nun die Logik dieser Bevorzugung, die ich übrigens durchaus nicht als durchgehend bevorzugen will, mit ihrem oft mehr gefühlsmäßigen *primum movens* auf die Persönlichkeiten oder die Reflexe hergebrachter Zustände zu beziehen ist — wer wollte darüber ein absprechendes Urtheil in die Welt senden? Es wird einmal dieses, ein anderes Mal jenes vorwiegen und am häufigsten vielleicht ein *tertium comparationis* das Leitende sein.

Durch fest centralisirte Wohnsitze der Aerzte, die mit der Zeit zu Sammelorten des übrigen ärztlichen Hülfspersonals und der nöthigen Requisite zu einer prompten Hülfsleistung sich gestalteten, würde selbstverständlich eine wesentliche Vereinfachung der Arbeit durch Zeitgewinn erlangt werden. Zeitgewinn ist hier aber Kraftgewinn, und die nachhaltigere Nutznießung beider muß dem Arzte wie dem Patienten zum Vortheil gereichen. Eine weitere Ergänzung müßte dieser Vorschlag finden in:

Der Begründung eines nach Maßgabe des beherrschten Kreises auch noch so eng umgränzten Krankenhauses. Dieses gäbe unter der Aufsicht des Arztes und in seiner unmittelbaren Nähe denen Zuflucht und Pflege, die einer strengeren Leitung des ganzen Curverfahrens wesentlicher bedürfen. Namentlich chirurgische Fälle, wo nur baldige operative Eingriffe den oft phantastischen Heilbestrebungen der *vis medicatrix* eine bestimmte Richtung zu geben vermögen, chronische Fälle, die systematische Applicationen unter gewissen Cautelen verlangen, 2c. würden hierher zählen. Gegenwärtig ist es für den Landarzt kaum möglich, die einfachste Amputation, Bruchoperation, selbst kleinere Augenoperationen mit nur einiger Sicherheit des Erfolges auszuführen, wenn er nicht das Opfer bringen will, die Patienten in sein Haus oder vielmehr das, was er so nennt, zu nehmen. Es bleibt oft in der That nichts übrig, als seine Schwerblestirten in die Stadt zu expediren oder sie an den Folgen der Verletzung oder der Operation sterben zu sehen. Ich habe glücklicherweise ähnlichen Dilemmen

gegenüber die Vortheile einer bequemern Stellung genießen dürfen — mir sind aber Fälle bekannt geworden, die gewiß das Nachdenken anregen dürften!

Als drittes wesentliches Requiritt füge ich noch die Begründung einer concessionirten von einem Fachmanne geleiteten Apotheke neben dem Doctorat und in ihm hinzu. Damit würde denn auch dieser integrierende Theil der landärztlichen Misere aus der Hausapothekenwirthschaft auf die Höhe der Ansprüche der Jetztzeit rücken. Es würde zugleich mehr Gleichförmigkeit, Schnelligkeit und Erreichbarkeit des Hülfsmaterials gegeben sein, und eine Collision der Pflichten wäre von vorn herein ausgeschlossen. Jetzt muß der Arzt nicht selten erst nach Hause fahren, um ein Mittel zu geben, das in der Gutsapotheke nicht vorhanden ist, oder der Arzt ist nicht sicher, sein Recept an den Discipel daheim, der vielleicht eine andere praktische Abziehung hat, gelangen zu sehen. Daraus entwickeln sich aber Mißstände, die oft noch bedauerlicher in ihren Folgen sind, als selbst die pfuscherhafte Art der Arzneibereitung, wie sie leider jetzt noch immer in den Hausapotheken der Güter und Familien geduldet werden muß. Einer kann eben nicht alles und etwas Besseres fehlt für den Augenblick. Unter der Controle eines wissenschaftlichen Arztes wird bei der nicht allzugroßen Zahl von Mitteln, innerhalb deren sich jeder Practicus mit besonderer Vorliebe zu bewegen pflegt, der Apothekenbetrieb mit den neuen Hülsmitteln der Arbeitsvereinfachung ein sehr leichter werden und sich bequem auf der Höhe der scientificischen Anforderungen und des localen Bedürfnisses halten können. So lange der Arzt aber gezwungen ist, selbst in die Pillenarbeit hineinzureichen, ja oft selbst mit Hand anzulegen, liegt die Gefahr näher, daß er zu einem schlechten Pharmaceuten wird, als daß er sich mit der Hoffnung schmeicheln dürfte, glückliche Curen durch schnell gebrauchte Tränke zu erzwingen. *Suum cuique!* Hat doch sogar die Homöopathie, die so wenig braucht, um glücklich zu sein, schon ihre eigenen Officinen; wie viel mehr müssen wir wünschen, einen verläßlichen Apotheker zu unserer Hand zu haben, wo der Kampf oft mit Flaschenbatterien ausgefochten werden muß, die an Napoleonische Artillerieschlachten erinnern!

Das „Doctorat“ müßte somit aus den unsichern ephemeren Umgränzungen des schwankenden Privatabkommens in die Phase eines allgemein nützlichen öffentlichen Institutes rücken. Es müßte dieser Gründung wesentlich der Charakter einer geschlossenen, für ländliche Verhältnisse abgemessenen Wirthschaft aufgeprägt werden, ohne daß ihrer wesentlichen Bestimmung Eintrag gethan würde. Die nöthigen Gebäude müßten an Durchkreuzungs-

wegen mit Berücksichtigung der nöthigen Bequemlichkeit, die ihr eigentlicher Zweck mit sich bringt, angelegt werden. Diese würde in mancher Beziehung Abweichung von dem empfehlen, was bis jetzt für ländliche Bauten im Gebrauch gewesen. Derselbe Hofraum könnte bequem das Doctorat, das Lazareth mit der Apotheke gegenüber, die Wirthschaftsgebäude, Ställe und Remisen zu beiden Seiten in einem Viereck umschließen, und das nöthige Gartenland könnte das Ganze gegen die Umgebung abmarken. Ob es zweckmäßig wäre, die sonstigen materiellen Bedürfnisse des Arztes und der Insassen dieses kleinen Culturstaates durch Zutheilung einer besondern Feldwirthschaft, wie bei den Pastoraten, zu decken, bezweifle ich von meinem Standpunkt aus. Der Arzt hat schon ohnehin überflüssig mit rein irdischen Placereien zu thun, als daß er sich noch gern oder mit Vortheil durch die terrestrischen Schwierigkeiten seiner Scholle durcharbeiten könnte. Ich sollte auch meinen, daß sich schwerlich eine Majorität zu letzterer Ansicht bekehren würde. Anders mag das bei unsern Predigern sein; für den Arzt halte ich es nicht gerathen, zu solchen Subsistenzwegen sich zu wenden. Es liegt schon ohnehin in der Natur seiner vagirenden Thätigkeit zum Vortheil Anderer, daß er ein „Tischchen deck dich“ findet, und ihm theilweise oder ganz seine Remuneration im Ertrage der Feldwirthschaft zuweisen wollen, hieße wohl überhaupt seine Stellung mißkennen. Die praktische Alltagsroutine mag sich auf einem wohlgezinimerten Floss ganz behäbig fühlen, wenn sie den langsamen Strom des Lebens zwischen wogenden Kornfeldern und viehreichen Weiden hinabtreibt; die Wissenschaft des ewigen Conflictes von Leben und Tod bedarf eines andern Bordergrundes als Staffage! Eine am Doctorat integrirend hastende Leistung der Kirchspieleingesessenen, in der Art des sogenannten „Kirchenkorns“ oder ein Aequivalent in der baaren Remuneration nach Maßgabe der Getreidepreise würden neben hundert andern Wegen leichte Auskunftsmitel bieten, wenn man sich nur vorläufig über das Princip verständigt hat. Dasselbe gilt für die Ersthaltung des Futters für Vieh und Pferde in Bezug auf feste Verbindlichkeit. Gleichwol wäre in dieser Rücksicht die einmalige Abtheilung eines zureichenden Stückes Wiesenland vorzüglicher. Auf alle Fälle ist dieses ein um so weniger aus dem Auge zu lassender Punkt, als ich es selbst zum Ueberdruß erfahren mußte, mit wie viel Opfern an Zeit, Kraft und Mitteln gerade dieser Artikel beschafft werden muß, wo die einzelnen Gutswirthschaften dem extra foras Befindlichen gegenüber den „Grundsaß“ prädiciren: Viehfutter als das Grundelement ihres Cultur=Turnus,

selbst nicht für Geld aus der Hand geben zu können. Daß dieser Grundsatz rigoröser Anwendung einem verschwindenden Bedürfniß gegenüber nicht haltbar, ist nun allerdings eben so naheliegend, als daß des Doctors Pferde nicht allein von Grundsägen leben können. Dennoch liegen hierin Quellen vielfältiger Unbequemlichkeiten für den Arzt. Ich kann nach unparteiischer Würdigung nur ein Vortheilsmoment für die Gesellschaft darin finden, daß der Arzt seiner ganzen Stellung nach nicht in das Verhältniß einer „grundsätzlichen“ Blokade gebracht werde. Er darf weder für sich noch für sein Vieh Nahrungsorgen haben, wenn er sich mit Sorgfalt und frischem Muthe ganz der Ausübung seines Berufes soll widmen können, und werden ihm Jouragiefahrten vetrovirt, so feiert die Krankenpflege, denn selbst das praktischste Volk Europas, die Engländer, gehen nicht eher in die Schlacht, als bis sie ihr Frühstück gehalten haben.

Diese Dotirung mit zureichendem Wiesen- und Gartenland müßte aber, für Verhältnisse, wie ich sie hier im Auge habe, in größerem Maßstabe durchgeführt werden, als vielleicht die allgemeine Meinung für nöthig erachten dürfte. Ich halte dafür, daß der Arzt im Stande sein müsse, für den Bedarf einer größeren Praxis fünf bis sechs Pferde zu halten, um allen billigen Ansprüchen an ihn gerecht zu werden. Die für die innere Wirthschaft nöthige Pferdekraft, im Hausdienst für Holz und Wasser, Transport von Korn zur Mühle &c. &c. würden diese Zahl um eines bis zwei vermehren. Wer die Quälerei aber mitgemacht hat, sich mit abgetriebenen Bauerpferden, in ausgetretenen Wegen, durch Nacht und Nebel im wahren Sinne des Wortes „fuhrwerken“ zu lassen, um, statt bei einer Kreisenden, in einem Graben oder Schwarzellernbusch unsanft abgesetzt zu werden, wird mir in dieser vorgeschlagenen Modification unbedingt das Wort reden. Wo eine Ordnung der Dinge auf den Gütern recipirt ist wie z. B. in meiner gegenwärtigen Praxis zumeist, daß der Hof mit seiner Pferdekraft für das Bedürfniß der Gesunde eintritt, giebt oft die Weitläufigkeit dieser Procedur dem bezüglichen Krankheitsfall durch Verzug eine ungünstige Wendung. Kein Arzt wird daher, im Sinne einer „besten Welt“ seine Mitwirkung dabei versagen, dieses Princip zeitgemäß zu modeln. Niemand wird davor zurückschrecken, selbst mit manchen Weitläufigkeiten, Verantwortlichkeiten und Kosten eine solche ärztliche Centralpost und Rettungsdiligence über sich zu nehmen — natürlich aber nur, wenn man ihm die Möglichkeit dazu, und die Mittel der Ausgleichung bietet. Das einfach Zwingende dieses Raisonnements liegt in der Nothwendigkeit, den Arzt oft

à tout prix schnell da oder dort zu haben, und wenn auch zugegeben werden muß, daß jede andere Einrichtung ihre sehr empfehlenswerthen Seiten haben mag, so ist es doch vernünftiger, das wesentlich Durchschlagende als Richtmaß zu nehmen und das Nebenächliche dem Hauptleitenden unterzuordnen. Es ist aber viel öfter wichtiger, daß der Arzt schnell fährt, als daß er überhaupt fährt, und da er auf dem Lande im Sinne wirklicher Hülfleistung viel und schnell zugleich fahren muß, wird ihm selbst das leichter in eigener bequemer Equipage auszuführen sein, als in fremder. Dieses ist aber gerade ein Punkt, der mit manchen grellen Schattenseiten behaftet ist, die, beim Lichte humaner Beleuchtung gesehen, weit entfernt sind, in sanfte Mitteltöne abzutlingen, sondern leider nur um so schwärzer erscheinen!

Es ist dies die manchmal originelle Unwürdigkeit der Befehle, die, meist von zweiten oder dritten Händen der Verwaltung, bei gelegentlicher oder anhaltender Abwesenheit der Herrschaft oder eines sonstigen einheitlichen Willens, nach dem Arzt gesandt werden. In Eile und Nothstand bleibt oft keine andere Wahl, das Mißliche der Sache wird aber dadurch kaum entschuldigt, noch weniger gerechtfertigt. Offene Bretterwagen bei Sprühregen, Leiterkarren mit ein Paar transversal ausgespannten Stricken als Ressortvorrichtung, eine Art vierrädriger Neolscharfe, offene Lastschlitten (hier Nagge genannt), ohne eine Spur von Decke oder Sitz, — das sind einige hierhergehörige Specimina, die ich aus eigener Erfahrung citiren kann, und die oft erst sehr entschieden zurückgewiesen und zurückgesandt werden müssen, ehe die nöthige Rücksicht auf des Arztes Leib und Leben in den Gewissen von Gutschreibern und Stallmeistern aufdämmert. Die Beschwerden über diese Mißstände werden in jeder Landpraxis einen reichen Anhalt finden, weil es noch zu wenig begriffen wird, daß der Arzt hierin mit Recht größere Ansprüche auf Bequemlichkeit machen muß, als sonst Jemand, denn er darf sich nicht durch eine solche Fahrt, auf der er sich oft nothwendig und unvermeidlich eine Erkältung zuziehen muß, für 5 und 6 andere untüchtig machen lassen. Es bleibt hier nur ein Auskunftsmittel, und das ist freilich eben so natürlich, wie einfach: man lasse den Arzt sich selbst betten wie er für gut findet! Das allein führt zu allseitiger Beruhigung und giebt den Gutsverwaltungen, die bis jetzt die Communication zwischen Arzt und Patienten vermittelten, den klaren Vortheil, die Hälfte der Begehrte und Pferdekräfte zu ersparen.

Dabei muß aber, und das ist ein Cardinalpunkt, dem Arzt die wohl-

zuverwerthende Zeit nicht aus Gerathwohl aus der Hand genommen und an ihn der Anspruch gestellt werden, sie auf Recognoscirungstouren zu verwenden. Diese, wie sie oben berührt wurden, werden mit dem Bewußtsein etwas „Rechtes“ geleistet zu haben, nie von einem Arzte durchgeführt werden können. Obgleich nun aber dem beschäftigten Arzt ohnehin gewiß nicht viel Zeit übrig bleibt, so daß ich für mich gar nicht begreife, wie es mir möglich sein sollte, regelmäßige Touren zu machen, wo oft Zeitläufte von einer und ein paar Wochen selbst enggedrängt ausgefüllt werden von den mannigfach sich durchkreuzenden Ansprüchen, von den entgegengesetztesten Seiten der Windrose her, so hört man doch diese Gewohnheitsidee immer wieder durchklingen! Man schiebt sie immer wieder in den Vordergrund schieben und mit Gründen stützen, die freilich nur das Recht der Anciennität für sich haben. „Die Leute haben sich so sehr daran gewöhnt“ — „sie drängen sich an gewissen Tagen alle zum Hof, und sterben lieber, als daß sie außer der Zeit zum Arzt gehen“ &c. &c. Das mag alles sehr wahr sein, giebt aber weder einzeln noch zusammengenommen den zureichenden Grund, unzweckmäßige und geradezu verkehrte Einrichtungen zu perpetuiren. Der Bauer ist leider seit Jahrhunderten schon an sogenannte „Disciplinarstrafen“ gewöhnt, und zwiefach „leider“ dürften sie kaum ganz umgangen werden können, wie die Sachen jetzt stehen; dennoch aber können die patriarchalischen Tage der Radigerechtigkeit nicht ewig dauern und die exotischen Schößlinge dieser Fächerpalme sind in unserm magern Boden schon ausgestorben.

Der Landmann geht gern mehr als einmal des Tages nach dem Hofe, wenn er weiß, daß er dort Arznei erhält. Ob sie hilft oder nicht ob der Arzt oder Kammerdiener sie verabreicht, ob es Homöopathie oder Baunscheidtismus ist — bleibt gleich! Warum sollte er den gewöhnlich weiter ab wohnenden Arzt, namentlich während der Arbeitszeit, aufsuchen? Es ist der geringste Nachtheil, den die naturärztliche Hauscurirkunst mit oder ohne Höckel's Compendium nach sich zieht, daß ein halbes Hundert Rubel für verschleuderte oder geradezu gemißbrauchte Arzneien weggeworfen wird, während man sich in dem zweifelhaften Heiligenschein asklepiadischer Tempelcuren gefällt, die durch das Märtyrertum ihrer Opferwilligkeit geradezu das Volk betöhlen und es von der eigentlichen Quelle der Hilfe abwendig machen! Zu den pharmaceutischen Mitteln wird dann in wohlwollendster Meinung etwas Saft, Weißbrod, ja Wein gefügt, nur zu oft, müssen wir sagen, am unrechten Ort und mit unzulänglicher Abschätzung

dessen, was die Hülfbedürftigen viel nöthiger hätten; es giebt aber diesem Zug zum Hofe nur neuen Nachdruck. Bei aller Anerkennung, die wir diesen grauschwererlichen Bemühungen um ihrer Motive willen zollen, sollte nie vergessen werden, daß sie das Grundübel nicht allein übertünchen, sondern auch schlimmer machen, und daß es hohe Zeit ist, manche Gefühlspielerei bei Seite zu lassen und klareren Ueberzeugungen von dem „was Noth thut“ auch einen praktischen Ausdruck zu geben! Denn wenn der Landmann einmal, unbeirrt durch solche liebenswürdige Concurrnz, zum Arzt Vertrauen gefaßt hat, kommt er in Fällen, wo der Erbe seines Gutes schwer darniederliegt oder die junge Wirthin der Entscheidung harret, gern 4 und 5 Meilen weit her, ohne viel Zeit mit Allotriis zu verlieren. Das sind so einzelne Denkmünzen der Humanität, die aus dem rauhen Erz des Landmanns von den Verhältnissen geprägt werden. Leider ist nicht zu verschweigen, daß sie auch ihre Rehr- wie Bildseite haben — eine Kuh, die zu Grunde geht, macht oft mehr Trauer und Wehklagen, als der Tod von Mutter und Großmutter zusammen!

Wir liegt aber andererseits das sehr aufmunternde Beispiel eines größern Gutes vor, das sich allerdings von jeher einer vorzüglich guten Geschäftsordnung und entsprechenden Gutspolizei erfreute. Hier ist im Laufe einer achtjährigen Praxis nicht einmal der Fall vorgekommen, daß ein Schwerkranker wegen Mangels an rechtzeitiger Meldung oder Equipagenendung wesentlich gelitten hätte oder gar zu Grunde gegangen wäre. Gleichwohl waren einzelne Gutsende vom Arzte bis zu 2½ Meilen entfernt. Strenge Aufsicht, die Verpflichtung der Wirthin, ihre Kranken den Gutsbietsvorstehern, dieser wieder, sie den Hofbeamten anzumelden, wenn nicht kürzere Wege zum Ziel führten, endlich die angewöhnte Sorge der Leute für die ihnen Nahestehenden und der strenge Wille der Gutsverwaltung, keine Vernachlässigungen zu dulden — tragen zu diesem Resultate bei, während auf dem Hofe keine Arzneien zu haben waren und der Arzt keine Spaziersfahrten machte, um über Gichtbrüchige und Lahme Revue zu halten.

Ein anderes Gut, viel kleiner an Umfang, kaum entfernter als jenes und mit ungleich geringern Verwaltungsschwierigkeiten extensiver Art belastet, befand sich gleichwohl in einer viel schlimmern Lage. Ein trauriger Fall führte es denn endlich wieder dem beliebtesten Auskunftsmittel, den Arzt wöchentlich einmal zu haben, zu! Ein Mann hatte in der Trunkenheit Hände und Füße erfroren. Durch unzweckmäßige Behandlung war der

Brand hinzugetreten, ohne daß über die wirkliche Sachlage etwas an den Hof oder Arzt berichtet worden wäre. Nach Wochen (!) gelangt endlich die Aufforderung an mich zu dem Kranken zu fahren, und ich finde — wie leicht zu denken — einen Sterbenden, bei dem nur noch ein Viaticum der Euthanasie anwendbar war. Tags darauf war er verschieden. Als sich später daran anknüpfend aber nun der Wunsch herausstellte, wöchentlich einmal den Arzt oder den Gehilfen desselben regelmäßig auf dem Gut zu sehen, fiel auf das Tragisch-Bathetische solcher Menschenchicksale das Streiflicht des lieben Alltagslebens mit all seinen „Wenig“ und „Aber“ in fast burlesker Weise. Etwas durchgreifendere Gutspolizei und ein wenig Volkserziehung hätten da alle Schwierigkeiten gehoben. Da nun das Gut nicht in der Lage war, dem Arzt größere Opfer zu bieten, konnte dieser um so weniger Ursache finden, von einem Principe abzugehen, von dessen Richtigkeit er hinreichend sich überzeugt hatte. Der besonders billige Preis, der diesem Gute angesetzt war, stellte es im Honorar für die Behandlung seiner Bauerschaft einem einzigen wohlhabenden Nachbarhause gleich, und dennoch konnte man denken, daß der Arzt sich willig finden könnte, eine unnütze Fahrstrapaze von 1200 Werst über sich zu nehmen, die schon, abgesehen von der Zeitverlummelung an 52 Tagen im Jahr, schlechtweg in Posttagenpreis übersezt 72 Rubel repräsentiren. Jenes Gut zahlte aber viel weniger und hatte schwerlich noch die Mühe und intelligente Arbeitsleistung zu der materiellen bei einer Werthschätzung in Anschlag gebracht, der Arbeit, für die der Arzt ganz eigentlich bezahlt werden soll, und die auf diese Weise ganz außer Betracht bleiben mußte. Ich weiß nicht, ob die höhere Mathematik vielleicht trostreichere Formeln hat, diese logodromische Aufgabe zu rectificiren, soviel steht aber fest, daß man sich endlich veranlaßt sah, einem Discipel eines andern Arztes eine wesentliche Zulage zu machen für die Mühewaltung einer solchen curatorischen wöchentlichen Rundschau. Endlich fiel auch dieses neue Institut zusammen und das Gebiet ging zu dem milden Scepter der Homöopathie über und zwar der Homöopathie par distance! Wenn etwas dabei vermißt werden sollte, was faum zu vermuthen, ersetzen es gewiß odische, weltmagnetische Strömungen, Siderismus und Insolation oder sonstige noch unbekanntere Dynamide. Eine klare Ueberzeugung und das veraltetste Vorurtheil haben aber beide den Schild der Unüberwindlichkeit für sich, und meist wird die Ueberzeugung noch viel einsamer stehen, weil das Vorurtheil gern als lieber Jugendgespieler mit uns aufwächst, die Ueberzeugung aber ohne Schonung sich von

vielen Jugendbekanntschaften und heimischen Klängen lossagen muß, um ihren Weg allein zu gehen. Mag man nun aber auch wirklich hier und da von seinem Standpunkt aus dieses Wochenfahrtsystem mit der Festigkeit der Ueberzeugung vertreten, so bedenke man andererseits, daß dem Arzt damit eine Frohn octroyirt wird, drückender als die eines *glebae adscriptus*, dem doch ein paar Tage für den eigenen Pflug bleiben. Es ist durchaus nicht genug für das Wohl der Bevölkerung geschehen, wenn wöchentlich einmal vor dem versammelten Volk der Kampf gegen die Windmühlen mit Pflastern, Salben und Sektomben von „Herztropfen“ aufgenommen wird. Die Sache ist und bleibt eine wahre Tabuletkrämerei haustrender Kleinigkeitsmedicin, und dafür den Arzt mit größeren oder kleineren Gagen bezahlen wollen, heißt nichts anderes, als in den Zumuthungen, die man seinem Gewissen macht, zu weit gehen. Dann müssen die Aerzte ihre Diplome als Botivtafeln im Tempel Aeskulaps aufhängen und die Medicafter sind am Ruder!

Ich habe geistlich Gelegenheit nehmen müssen, auf diesen Punkt zurückkommend, länger bei ihm zu verweilen, weil er der vielberufene Ausgangsknoten mannigfach verwickelter Wirrnisse geworden ist. Immer giebt es noch Viele, die ohne Zaudern ähnliche Ansprüche vertreten, ja sogar eine Bequemlichkeitsauskunft für alle Fälle darin suchen. Mag sein! „Es giebt viele Dinge zwischen Himmel und Erde“ und bekanntlich ist „de gustibus non disputandum.“ Ich, meinerseits glaube nicht zu sehr einer Idiosynkrasie gehuldigt zu haben, wenn ich dem Arzt vor allem die Freiheit seiner Kunst und Wirksamkeit vindicire, die allein seine Thätigkeit zu einer würdigen und segensreichen Entfaltung bringen kann. Sie muß oberstes Princip bleiben und wenn ich zu behaupten wage, daß jede Vereinbarung, die auf ein anders geartetes Verhältniß abzielt, ihn in das Dilemma wirft, sich selbst oder seine Kunst zu verneinen, so fürchte ich nicht, ernstliche Widersacher sich für das Gegentheil interessiren zu sehen!

Wie anders muß sich das Verhältniß herausstellen, wenn es dem Arzt vergönnt ist, nachdem er täglich seine Hauspraxis im Hospital versehen hat, nun die Wahl der Dringlichkeit und vorschlagenden Wichtigkeit für seine weiteren Besuche entscheiden zu lassen. Sucht ihn dann auch eine neu aufstoßende Benöthigung, so weiß man ihn an einem Ort zu finden, wo er nicht durch eine inhaltslose Tagesarbeit, sondern durch ein berechtigtes Berufsgeschäft gefesselt wird. Er wird sich ohne Verzug dem nächst Dringlicheren widmen können, und selbst nach einem der mühevolleren Tage

wird ihm das Bewußtsein, zur Seite stehen, nach Kräften der wirklichen Nothdurft der Leidenden genügt zu haben. Kann ihm das erwachsen aus einer Zeit, die zum großen Theil mit nutzloser Quacksalberei vergeudet worden, können ihn die großen Apothekenrechnungen, die zum Nachtheil seiner Committenten oder seiner selbst anwachsen; darüber trösten, daß so wenig damit geschaffen wurde? Man bedenke doch, daß die fleißigsten Arzneiconsumenten, die immer noch für 3—4 Nachbarn in Commission Arznei erbitten, daheim oft noch einen zweifach unberechtigten Schwacher mit den ohnehin weggeworfenen Mitteln treiben, indem sie für Geld vertreiben, was sie gratis erhalten, unter dem Vorgeben, es theuer erstanden zu haben!

Ein engerer Anschluß der Aerzte der Provinzen an einander, im Sinne der Heranbildung wahrhaft collegialen Wesens und Bewegens in Leben und Wissenschaft, zum Zweck des Austausches ihrer Erlebnisse und Erfahrungen zum Frommen Aller, ist ein Gedanke, der schon längst als zeitgemäß in vielen Einzelnen wiederklingt. Er hat auch bereits zu ersten Anfängen freier Association geführt, die eine bewußte corporative Gliederung als Keim in sich trägt, und die Zeit dürfte nicht fern sein, wo das, was ich hier nur als persönliche Anschauung vertreten möchte, als fester formulirter Ausdruck des Zeitbewußtseins sich den Anforderungen der Mitwelt gegenüber klarer von dem jetzt so bunten Mosaikboden der individuellen Divergenzen abhebt. Bis dahin kann es schon bestehenden geschlossenern Elementen nicht nahe genug gelegt werden, dieser wichtigen Tagesfrage eine unparteiische Prüfung zu widmen. Hat doch der barocke Maßstab des Civilisationsfortschritts — nach dem Quantum des Seifenverbrauchs — eine Art Berühmtheit der Paradoxie erreicht! Sollte es uns neben andern Fortschrittsphasen nicht vorbehalten sein, auch in leiblicher Gesundheitspflege, in Sicherung der Krankenversorgung und in der anerkannten Tüchtigkeit derer, die sich dieser Pflege widmen, zu beweisen, daß wir nicht Ursache haben, hinter kleinen Dörfern des Rheingau's, Schlesiens oder des Harzes zurückzustehen?

Innerhalb der Grenzen der Idee, die ich einer gedeihlichen Verwirklichung entgegenweisen sehen möchte, liegt auch der Vortheil eingeschlossen, daß unter den Auspicien einer derartig wohlorganisirten Landpraxis angehenden jüngeren Aerzten, die sich dieser Richtung zu widmen gedenken, die beste Gelegenheit geboten wäre, sich die Rittersporen der Praxis im ernstesten Turniere zu verdienen. Eingeführt, unter der Leitung eines ältern Arztes, in die Obliegenheiten einer so viel verzweigten praktischen Thätigkeit —

nebenher einer jedenfalls eigenthümlich sich gestaltenden Hospitalliehung, die ihn bald durch die interessanteste Casuistik für allgemeine wissenschaftliche Kategorien entschädigte, wird der junge Arzt seinen Eintritt in die Praxis von mehr als einem günstigen bildenden und tragenden Momente begleitet sehen, wo jetzt leider das Gegentheil der eher zu denkende Fall ist. In dem bunten Durcheinander der Praxis selbst wird er nicht so leicht das bessere Ziel aus dem Auge verlieren; im Anlehnen an den ältern Collegen wird er seine ärztliche Befähigung ohne Aengstlichkeit und Befangenheit prüfen, seinem praktischen Sinne unbeirrt Objecte der Application suchen und sehr bald das Geschlossenheitsgefühl seines Selbstbewußtseins auf dem Wege finden, der wohl ab von manchen rostigen Illusionen führt, dafür aber auch nie in die Versumpfung der Routine und des gedankenlosen Curirens leitet. Nicht weniger werden die frischen Eindrücke wissenschaftlichen Strebens, die der junge Arzt von der Hochschule mit herübergenommen, wenn sie auch erst ihrer Befruchtung durch das Leben harren, dazu beitragen, im Austausch dem ältern Collegen Anregungen zu geben, die die Kunst am sichersten vor Erstarrung zum Handwerk, den Geist am leichtesten vor dem Untergang in der indigesta moles der Materie bewahren.

Nicht vielen jungen Aerzten kann die Gelegenheit so günstig wie dem Schreiber dieses entgegneten, den Anfang ihrer Praxis im Dienste der Krone in eine munificent ausgestattete Krankenanstalt verlegt zu sehen. Da durften bald die Grundsätze und Richtmaße ins praktische Leben übertragen werden, die frühe Neigung zur Wissenschaft angelegt und entwickelt hatte. Hier durfte der junge Practicant neben dem Radgetriebe der todten und doch so unentbehrlichen Verwaltungsmaschine schnell unter dem reichen Material praktischer Applicationen sich orientiren; hier durfte bei einer gern benutzten Fülle von Gelegenheiten am Sectionstisch über das für und wider mancher heiklichen Fragen ein Urtheil aus eigener Anschauung angestrebt werden. Der administrative und organisatorische Sinn in der Behandlung größerer Reihen von Kranken findet Nahrung; Charakter und Wesen epidemischer und endemischer Einflüsse heben sich klarer ab; die unendliche Wichtigkeit von Zeit- und Kostenersparniß bei Vereinfachung der Arbeit der Behandlung tritt prägnanter hervor, und die Vorzüglichkeit mancher praktischen Richtwege regt Nachdenken und Streben an, wo streng formulirte Anforderungen der Wissenschaft mit den Ansprüchen des Lebens und der Gewohnheit ausgeglichen werden sollen und das Kind doch nicht mit

dem Bade ausgeschüttet werden darf. Alle diese Vortheile werden sich, freilich in beschränkterem Maße, dem jungen Adjuncten im Doctorate bieten können, der frisch von der Universität kommend, oft im Gefühl der augenblicklichen Situationslosigkeit nach dem Ersten dem Besten greift. Der gegenwärtige Schlendrian der Landpraxis bietet schwerlich Gelegenheit unter besonders günstigen Chancen sein wissenschaftliches Bewußtsein mit dem Leben in ein gutes Vernehmen zu setzen, und es dürfte oft schwere Opfer der innern Freiheit kosten, ehe er nach Jahren von dem mühsam erworbenen Vertrauen einer Gesamtheit getragen wird, das ihm zu kräftigerer Entfaltung seiner Fähigkeiten aufruft. Für den Novizen bleibt dieser erste Eintritt in eine zeitraubende, ermüdende und doch im Ganzen nichts-
 thuerische Praxis eine sehr gefährvolle Klippe. Man muß selbst schon im Feuer gehärtet sein, um diesem starren Kiesel einen Funken des Lebens zu entlocken. Leicht kommt der junge Anfänger in die Lage, über der Verschrobenheit ganz particulärer Verhältnisse die Fortbildungsfähigkeit seiner wissenschaftlichen Aufgaben im allgemeinen zu bezweifeln, die für den Augenblick nirgends eine Stätte, nirgends eine Anwendung finden. Er wendet sich enttäuscht vielleicht in mancher Beziehung nach dankloser Praxis den entgegenkommenden geselligen Zerstreuungen zu — sucht eine Ergänzung in ihnen für das, was er vergebens, für den Augenblick wenigstens, wie er meint, draußen an Genugthuung in seiner Wirksamkeit vermißte, und stimmt nur zu leicht, ehe er es sich selbst gestanden, die tiefgreifenden ernstesten Anforderungen an den jungen Erben alter Ehren herab zum dolce far niente eines überall bekannten, gern gesehenen Tagesgastes. Die liebe Gewohnheit des Daseins verquickt sich nur zu leicht mit dem besten Erze unseres Menschen, und bald ist der Doctor nur zu sehr eine stabile Erscheinung eben so stereotyper geselliger Vereinigungen, Kränzchen &c. Ist dem jungen Mann aber diese gesellige Abziehung und Anregung zu einer Art Bedürfniß geworden, so dürfte er mit seiner Fortentwicklung in der That etwas in Collision gerathen, da der Natur der Sache nach die Kreise ländlicher Vereinigungen nicht immer von den lebendigern Anregungen geistiger Befruchtung getragen werden können, die das gesellige Leben größerer Städte so genussreich und fördernd machen.

Anders, darf man hoffen, dürfte sich das unter dem Einfluß von Organisationen gestalten, wie ich sie im Geiste sehe. Selbst das in mancher Beziehung die geistige und gesellige Vertiefung gefährdende Wesen des geselligen Landverkehrs wird hier, im Hause, in der Familie des ältern

Collegen, wenigstens für den besondern Standpunkt des jüngern Arztes eine meist lebensreichere Form gewinnen dürfen. Die Erlebnisse des Tages, die Fragen des Augenblicks werden Stoff zu Austausch und Gegenseitigkeit bieten, die vielleicht manchen Gedanken zur Reife bringen, der selbst in weitem Kreisen gebildeter Geselligkeit Anknüpfungspunkte sucht und Anregung bietet, der andererseits dem collegialen Anschluß der Mitärzte neue Nahrung verleiht und so Wissenschaft und Leben immer in lebendiger Wechselbeziehung zu einander erhält. Nebenher würde der junge Arzt durch ein, selbst durch ein paar Jahre eines derartigen Noviciates nicht allein in seiner praktischen Laufbahn durchaus nicht behindert werden, im Gegentheil, eine neue Stellung würde ihn am Abschluß dieser „Wanderjahre“ nur tüchtiger und schlagfertiger fürs Leben finden. Weder würde auf ihm das Gefühl der verlorenen Zeit lasten, die ihn im Suchen nach einer Situation bald hierhin bald dorthin sich wenden sah, und die manchen jungen Mediciner endlich zu einer vorschnellen Wahl verleitet, noch würden, wenn er dann eine Stellung erworben, die Nachklänge der Mißstimmung seine spätern Entwicklungen trüben, die aus dem Gedanken fließen, Verpflichtungen übernommen zu haben, deren Umfang und Tragweite er vielleicht unterschätzte.

Daß nun aber bei einer Regelung der Dinge, wie sie hier mit einer fester begründeten, centralisirteren Thätigkeit mir vorschwebt, die Praxis mit Vortheil für beide Theile eine weiter greifende wird sein können, liegt schon im Wesen ihrer Voraussetzungen und, darf ich hinzufügen, wird durch die Erfahrung in aufmunternder Weise bestätigt. Ich selbst habe unter manchen erschwerenden Nebenumständen meine Wirksamkeit über 600 Bauer- gesinde mit circa 6000 Seelen sich ausdehnen sehen, abgesehen von allem Exceptionellen, das sich um diesen Kern gruppirt, abgesehen von der Praxis in den Häusern der hier ansässigen Familien und gelegentlichen Beziehungen zur auswärtigen Praxis der Collegen oder bei Fernerstehenden. Dieses Resultat wäre bei irgend welchen decentralisirenden Einflüssen oben angeführter Natur ein Ding der Unmöglichkeit gewesen.

Wenn es nun aber auch Zeiten äußerster Anspannung der körperlichen und geistigen Kräfte giebt, so werden solche Episoden ja im Leben keines beschäftigten Arztes ganz fehlen können; andererseits darf ich mit Befriedigung hinzufügen, daß mir ungeachtet dessen die Muße und das Interesse für die Weiterbildung des wissenschaftlichen Baues, auf dem mein eigenes ärztliches Bewußtsein ruht, dadurch nie verkümmert worden ist. Dieses

ist aber für den Arzt unzweifelhaft erstes Lebenselement, wenn er Arzt bleiben will; selbst die geistigen Bande und Bildungsquellen für Herz und Seele, die im Schooße des Familienlebens ihm nahe gelegt sind, können da erst in zweiter Reihe zur Geltung kommen. Sie können sein wissenschaftliches Leben heben, tragen und stützen, dieses selbst aber kann sich kein Compromiß gefallen lassen, es trägt seinen Grund und Lebenskeim in sich selbst und unabhängig vom Leben soll der Arzt es wahren, wenn er vor sich und der Welt bestehen will.

Weil ich nun aber der Ueberzeugung lebe, daß, gerade auf dem platten Lande, wo nur zu sehr der Austausch mit Fachgenossen fehlt, wo die Zuflußquellen wissenschaftlichen Fortschritts spärlich fließen und selbst dann noch um hohe Opfer erschwungen werden müssen, nicht ernst genug von jedem Einzelnen zugesehen werden kann, der es mit seiner Kunst ehrlich meint, „wo er bleibe und wie ers treibe,“ während der Strom des Wissenschaftslebens weiter wälzt — eben darum kann ich auch nicht eindringlich genug die Nothwendigkeit einer wohlgesicherten und zureichend dotirten Stellung des Landarztes bevorworten. Beim Nothstande des ärztlichen Verhältnisses, werden mit jedem jungen Kämpfer für die Wissenschaft, der im Ringen mit dem Leben geistig oder körperlich zu Grunde geht, hunderte neben ihm Stehender, die seiner Obhut anvertraut sind, unmerklich mit in den Ruin gezogen, mit einem kräftigen Gedeihen seiner Entwicklung, wie ich sie anzuregen mir die Kraft wünschte, wird das Gefühl der Schutzlosigkeit in Zeiten der Noth, wird das Haschen nach einem Strohhalme in Tagen des Leidens einem ruhigen, festbegründeten Vertrauensverhältniß Platz machen, und der Arzt unserer Tage wird wohlverdient einen Abglanz von dem Nimbus wiedererringen dürfen, der in städtischen Concurrrenzverhältnissen noch oft den Würdigsten als primum inter pares schmückt und den gewiß nicht bloß der zersetzende Unglaube unserer Zeit erbleichen machte.

Diese Sicherstellung der Lage des Arztes im Doctorate ließe sich leicht auf schon betretenen Wegen mit einigem organisatorischen Sinne bewerkstelligen. Sei es nun, daß die Gemeinden, die Kirchspielsconstituenten oder irgend welche sonstige Gesamtheit als moralische Person für die in dem ärztlichen Bezirk Eingemarkten mit einer Remuneration einträte — immer wird man leicht auf die seit lange hier selbst eingebürgerten Feststellungen zurückkommen können, und da alle andern Neuerungen auf Gottes Erdboden leichter von Statten gehen, als die, welche tiefer in den Beutel greifen, so wird sich diesem Fortschrittsversuche ein um so günstigeres Pro-

gnosticon stellen lassen, als ich Ursache habe zu glauben, daß alle Theile wenn die Reorganisation einmal durchgeführt ist, auch billiger berathen sein dürften. Man erwäge aber wohl, daß die Ansicht als eben so ungerecht wie folgernäßig schädlich bezeichnet werden muß, die dem Begriff der Sicherstellung vollauf Genüge gethan zu haben meint, wenn für die leibliche Existenz des Arztes nothdürftig gesorgt worden. Es ist ja gerade eine der nachtheiligsten Seiten des Mangels an Concurrenz, die sich bei solchen festen Verhältnissen Eines zu einer Gesamtheit zum Nachtheil des Ersteren geltend macht, daß, während sich unter andern Beziehungen, nach dem gewöhnlichen Gang der Dinge der erfolgreichern Arbeit der größere Lohn zuwendet, auf diesem Markt des Lebens immer ein gewisser Zwangscours dem Arzt gegenüber besteht, der sich leider noch drückender fühlbar macht, wenn die Früchte seiner Arbeit von ihm als Tauschmittel für die Elemente des Lebensunterhaltes und Lebensgenusses angesprochen werden. Seit Jahren haben sich die Gagen der Aerzte auf dem Lande eher verkleinert, ihre Wirkungskreise eher parcellirt als vergrößert, seit Jahren hat man Naturalienleistungen im selben Verhältnisse eingezogen, als der Tauschwerth des Geldes sich verminderte, seit denselben Zeitläuften sind alle Bedürfnisse des Lebens im Preise gestiegen und es ist unschwer nachzuweisen, daß der Lohn der Arbeit des Arztes im Laufe dieser Zeit fast um 30 % herabgedrückt worden, ohne daß die Ansprüche an ihn sich im mindesten ermäßigt haben. Dies im Einzelnen durchzuführen und zu belegen, mag einer spätern Betrachtung vorbehalten bleiben, hier kann nur darauf hingedeutet werden als auf eine Quelle eines tiefgefühlten Mißstandes, der früher oder später zu einer Krise führen muß. Es ist hiernach unschwer einzusehen, wie schief irgend welche versuchte Neuerungen sich zum Leben stellen müssen, wenn die Richtung der Auffassung eine besonders betonte Bevorzugung findet, die das Rechenexempel des pecuniären Vortheils und „Mindestbots“ an die Spitze stellt. Jeder weiß, daß gerade der „Geldpunkt“ in solchen Dingen ein sehr epinöser und leider ein gar nicht so „zarter“ ist, wie man gewöhnlich glaubt oder wenigstens im Worte es ausdrückt. Ueber die Wahlfreiheit des Publicums und die Berechtigung der Concurrenz läßt sich gar nicht streiten. Warum sollte auch ein Publicum nicht einen Arzt, der aus gewissen Ursachen billiger fährt und sparsamer curirt, lieber als einen andern engagiren dürfen? Ob die Ansprüche der Heurern sich über das Maß der Billigkeit erheben oder ob das Angebot des Publicums hinter demselben zurückbleibt, dürfte schwer zu ent-

scheiden sein und im gegebenen Falle leicht zu einem Salomonischen Urtheils-
spruche drängen. Gewiß wird aber eine billige Uebereinkunft nach allge-
meiner durchgreifender Norm über diese Heillichkeiten weghelfen, wenn ein-
mal der Boden der Ansichten geklärt ist, aus denen entsprechende ein-
schlägige Beurtheilungen fließen.

Die Zeiten ändern sich; ob „leider“ oder „Gottlob“, ist Sache der
Ansichten. Es ist nicht gar so lange her, daß es ehrenfeste Magister gab,
die für 50 Thaler und ein Paar „hirschlederne“ das lange liebe Jahr
humaniora mit der Jugend trieben. Jetzt reichen diese Lockungen höchstens
bis zu einem guten Kutscher hinan. Doch — was kümmerts am Ende
das Publicum, ob der Arzt mit einem oder zwei Pferden fährt (vielleicht
wegen zunehmender Corpulenz), ob er im Regenwetter dem offenen einen
verdeckten Wagen vorziehen muß (vielleicht wegen Kopfschmerz) —
das kann ihm gleichgültig sein. Wenn aber einmal die Billigkeit ent-
scheidet, oder um mit Worten nicht zu spielen, die „Wohlfelheit,“ so
haben diese Herren keine Chancen mehr. Was hat am Ende das Publi-
cum für ein Interesse daran, ob sie Liebig's Selbstverbrennung, Reichenbach's
Oblehre und Eschenmeier in ihre Repositorien einschleusen, oder wie weil.
Asmuß eine Selbstgeschloffenheit erreichten, die mit Hufelands Unschweidion
eine feste Allianz fürs Leben schloß? Gewiß muß zugegeben werden, daß das
Publicum auf der bunten Reise durchs Leben nie und nimmer für die
Ueberfracht des Arztes solidarisch verpflichtet werden kann und weder für
seine Maculatur noch für seine Wagenfedern einstehen soll. Nur sehe
jeder wie er's treibt und vergesse nicht, daß in Sachen des leiblichen Lebens
und der Gesundheit unser irdisches Jammerthal eine weit weniger glimpfliche
und langmüthige Schule ist als für das Jenseits. Unzulänglichkeiten und
Unterlassungssünden strafen sich hierin schon hienieden weit herber als
manche arge Begehungssünde dort angerechnet werden dürfte, natürlich
ceteris paribus! Denn aufrichtige Reue mag schon manchem Sünder den
Himmel wiedergewonnen haben; ein verlorenes Bein wächst aber ungeachtet
aller Reue nicht wieder wie eine Krebssehne! Die Verlierenden sind aber
bei dergleichen Angelegenheiten häufig in dem Falle von Verkäufern, die für
billiges Geld ihre Waare gewöhnlich leichter loswerden, als für hohe Preise.
Dies ist ein politisch-ökonomischer Satz, der seine politische wie ökonomische
Seite hat und aus dem die Consequenzen mit Leichtigkeit folgen, obgleich
auch er wie manche andere goldene Regel nicht ohne Ausnahmen dasteht.

Man hört nun aber wohl auch hier und da die Meinungsäußerung

anklingen, dieser oder jener, sonst tüchtige Arzt, sei beim Volke auf dem Lande weniger beliebt, weil er nicht auf seine Art und Weise einzugehen verstehe, zc. während etwa ein beliebiger ärztlicher Gehülfe in großer Gunst stehe und merkwürdige Curen vollführe. Das mag hier und da nicht unbegründet sein. Der Arzt ist meist nicht aus dem Volke hervorgegangen, obgleich er sich's immer zur Ehre anrechnen wird, zur „arbeitenden Classe“ zu zählen, aber es ist gewiß nöthig, der Menschen Sprache zu reden, wenn man sich ihnen verständlich machen will. Gewiß muß der Arzt vor allem zeigen, daß er der Menschen Leben, im gefunden und kranken Zustande, verstehe, wenn er von ihnen zu beider Nuß und Frommen verstanden werden will. Nun beziehen sich derartige Erwähnungen nicht selten nur auf das, was der Arzt nach seiner Ueberzeugung gegen Vorurtheil, Quacksalberei und Altweweiberweisheit geltend zu machen gezwungen ist, und da wird wohl kein Wohlmeinender ihm Unrecht geben, wenn er sich unverdient einer schiefen Beurtheilung aussetzt. Er soll weder in Grundsätzen noch Maßnahmen mit dem großen Haufen liebäugeln, sondern thun was er nicht lassen kann — das bleibt für's Erste denn doch zu Recht bestehend.

Ist nun aber vor dem Richterstuhl jeder billigen Beurtheilung diese Entwicklungsrichtung des Arztes, die unbeirrt durch Coterien auch nach außen seine Stellung würdig vertritt, eine berechnete, wie wollte man dann den Quellen, aus denen wesentlich diese Gewordenheit fließt, ihre Berechtigung absprechen? Die tröstenden Einwände: dieser oder jener Arzt habe denn doch sein Auskommen, schließen jetzt wenig Beruhigung der Seele in sich. Mit dem bloßen Auskommen des Arztes ist's eben nicht gethan, und kann ein Kreis auf die Dauer einem Arzt eben nicht mehr als sein „Auskommen“ bieten, so dürfte er schwerlich einen leistungsfähigen Arzt für die Länge fesseln. Der Staat sowohl als Privataffociationen nehmen sich bekanntlich unter gewissen Umständen der Hinterbliebenen namentlich verstorbener Beamteter an, und so fallen nicht allein den Familien der Aerzte, die ihre Kräfte bei Lebzeiten gewissen particulären Interessen gewidmet, nach dem Tode der Familienväter bestimmte Unterstützungen zu, als Ausdruck der fruchtbaren Arbeit, die ihr Leben hier nachwirkend in Anspruch nahm, sondern selbst die Tage der herannahenden Altersschwäche und Arbeitsunfähigkeit solcher Diener des Gemeinwohls werden von der Verwaltung sowohl wie von Gesellschaften durch Pensionen, Leibrenten zc. vorgesehen. In unsern Verhältnissen geschieht vom Staat, der Natur der Sache nach, nichts, weil der Landarzt in seiner jetzigen Fassung keine

directe Beziehung zu Staatszwecken hat; von Privaten der Natur der Menschen nach noch weniger, da hier ja meistens nur ein ganz äußeres Contractsverhältniß ohne nachwirkende Verpflichtungen vorliegt. Die Garantien, die die entsprechenden Gesellschaften bieten, werden aber bekanntlich nur durch Opfer gesichert, die hier einen bezüglichen Ueberschuß der Einnahme des Arztes darstellen und auf diesem Wege ihm und den Seinigen zu Gute kommen! Dieser muß aber erworben werden, neben dem, was man das „Auskommen“ nennt! Uebrigens — Italia fara da se — aber man gebe vor allem Italien auch eine Constitution seiner finanziellen Quellen, die der Ausdruck einer gesunden Arbeit des Staates zum Besten der Menschheit ist. Mit frommen Wünschen für seine Unabhängigkeit ist's nicht gethan, und er wird erst dann mit voller Kraft an der Arbeit der europäischen Familie Theil nehmen können, wenn äußere drückende Beschränkungen gewichen sind.

Es würde aber zu weit führen, diese speciell die persönliche Wohlfahrt des Arztes berührende Seite seiner Stellung hier zu weit in's Einzelne auszuspinnen, nur soviel seine Beziehung zum Publicum als Gegenseitigkeitsverhältniß in Frage kommt steht fest, daß ein Weg gesucht werden muß, der eine würdigere Ausgleichung zwischen dem geistigen Capitale des Arztes und seiner greifbaren Verzinsung ermöglicht; der Arzt kann sich nicht auf gleichen Fuß mit Maschinen stellen, die abgenutzt, durch andere ersetzt werden, wenn sie untauglich geworden, es geschieht damit nicht bloß ein einzelnes Unrecht, sondern eine allgemeine Rechtsverletzung. Darum sei die ganze Organisation ärztlicher Wirkungskreise von vorn herein auf entsprechenden Grundlagen hergerichtet und man gebe ihnen eine Breite der Basis, die es dem Arzt nur überhaupt möglich macht, der Früchte seiner Arbeit einst froh zu werden. Wäre das schon jetzt der Fall — woher entwickelte sich in dem ausgetretenen Geleise unserer Landpraxis immer wieder bei den Strebiamern dieser „Landslustmüden“ der Zug nach der Stadt, während die landlichen Kreise unter dem immer wechselnden Zu- und Abzug der Bessern gewiß nicht prosperiren, da jeder eben immer wieder von neuem beginnen muß? Mit seinem Arzt und seinem Schuster wechselt man aber nicht gern, wenn man einmal in der einen oder andern Richtung etwas Verlässliches gefunden zu haben glaubt, denn alle wissen es nun einmal nicht gleich gut zu treffen, wo der Schuh drückt!

Wie weit aber jetzt noch die Ansichten über die Vermittelungsgränzen

dieser vielfachen Mißstände aneinander gehen, selbst wo das Für und Wider sich ohne Schwierigkeit zu scheiden scheinen, dafür legte mir folgender Fall ein sprechendes Zeugniß ab. Es wurde an mich das Anliegen gerichtet, einen Kollegen für eine entfernte landliche Praxis in Vorschlag zu bringen. Da mir ein disponibler Arzt im Augenblick unbekannt, jene Praxis aber auch fremd war, suchte ich mich vorläufig über die Bedingungen in's Klare zu setzen, die mit jener Stellung verknüpft wären, in der Hoffnung die Persönlichkeit dazu dürfte sich gelegentlich finden. Ich konnte jedoch nicht umhin, diese Stellung so wenig sicher umschrieben zu finden, so wenig hoffnungsgebend in dem, was sie in Aussicht stellte, daß ich es für meine Pflicht hielt, nicht mit meinen Zweifeln zurückzuhalten, ob sich überhaupt auf der angedeuteten Basis ein für die Dauer allseitig befriedigendes Verhältniß würde aufrichten lassen. Eine eingehendere Detailirung des zu Bietenden verrückte meine Ansicht nicht wesentlich, zeugte aber in dem Zugeständniß, wie allerdings manches Unzulängliche, Unbestimmte da mit unterlaufe, eben so sehr von dem richtigen Gefühl als der aufrichtigen Gesinnung des Verhandellenden. Die Sache wurde aber dadurch nicht hoffnungsgrüner und ich mußte bei meinen Bedenken beharren. Um diese jedoch schließlich zu desarmiren, wurde die Ergänzung hinzugesügt: es sei überdem die Gegend eine der schönsten des Landes, reich an antediluvianischen Denkmünzen der Schöpfung, von einer selten reichen und enggedrängten Flora geschmückt und in Bezug auf entomologisches Interesse von den schönsten Schmetterlingen bevölkert. Ich kann einen schwachen Augenblick nicht läugnen, in dem ich diese Corollarien für Scherz nahm. Ich mußte aber diese Auffassung beseitigen und der Fall wurde mir um so lehrreicher, als es sich hier um keine Plaisanterie der Redewendung handelte. Es war, was man als Compensation bot, nicht eine jener gesprächlichen „Ausweichungen“, die durch ein paar Accorde ungezwungen in entfernte Tonarten hinüberleiten. Die ganze Verhandlung hielt sich im Styl streng contrapunctischen Sazes, wie er in Compositionen älterer classischer Musik selten den Eindruck eines gewissen ernstern Ergreifenseins des Zuhörers verfehlen wird. Leider blieben meine „guten Dienste“ erfolglos, da mir namentlich kein „Naturenthusiast“ bekannt war, der der Insecten wegen und nicht trotz derselben die Landpraxis gesucht hätte. Und wie viel wohlfeiler wären selbst einem Conchyliologen die lebensvolleren Exemplare der *Ostrea concisa* in der Stadt gekommen, als hier die schönsten Murchisonien und Pleurotomarien. Daß ich nun aber auch in weitem Kreisen

der Anziehungskraft der Naturwissenschaften und ihres Studiums ein so überzeugendes Zeugniß geben hörte, konnte fast elegisch stimmen, im Hinblick auf die oft gehörte Klage, daß es leider gerade an den schönsten Punkten dieses heitern Sterns den Menschen, oder wenigstens Einzelnen unter ihnen, nicht recht wohl werden will.

Es liegt nun aber auf der Hand, daß unter dem Einfluß einer festeren Begründung landärztlicher Mittelpunkte auch manche andere schwache Seiten unserer provinciellen Gesundheitspflege in ein günstigeres Stadium der Entwicklung treten würden. Das Hebammenwesen liegt leider auf dem Lande noch so sehr im Argen, daß es wohl hohe Zeit war, als dieser wunde Fleck neuerlichst wieder eine sorgsame Berücksichtigung von officieller Seite fand. Es ist mancher Versuch gemacht worden zum Heranbilden von Hebammen, der Arzt kommt aber leider nur zu oft in den Fall, den Mangel einer nur einigermaßen zureichenden Hülfe durch verdoppelte Anstrengung von seiner Seite ersetzen zu müssen. Es dürfte dies noch für längere Zeit ein Capitel bleiben, in dem mit blutigen Lettern die Unzulänglichkeit selbst der besten Absicht verzeichnet stehen wird, neben den kolossalsten Brutalitäten der Unvernunft und des Aberglaubens. Jeder beschäftigte Landarzt mag die Blätter seiner Erinnerung zu Rathe ziehen, und wird darin gewiß prägnante Beispiele für die Trübseligkeit dieser Verhältnisse nicht vermissen. Wer denkt nicht an die alten Wickelfrauen, die jedes dritte oder vierte Gefinde aufzuweisen hat, und die von den Bauerfrauen zu jeder Entbindung entboten werden. Da sieht man sie mit der obligaten Amtsmiene, um in den Stunden der Drangsal mit freigebigen Mitleidsbezeugungen und Tröstungen der Religion bei der Hand zu sein, in allem Andern aber sich nicht um das Mindeste zu bekümmern von dem was ihres Amtes wäre. Da sie über die eigentliche Sachlage vollkommen im Unklaren sind, so ist es noch der günstigste Fall, wenn sie sich nicht zu positiven Eingriffen verleiten lassen, und gewöhnlich müssen erst ganz exorbitante Wahrzeichen geschehen, die freilich dann aller Welt verkünden, daß „eine Schraube los sei“, ehe sie sich nach dem Arzt umsehen, der dann für alle Consequenzen eintreten muß, die ein seltener Verein von Unkenntniß, Indolenz und Imperfectibilität in solchen Lagen heraufbeschwören kann. Wie oft zu spät für Mutter oder Kind, nicht selten für beide, erscheint der Arzt auf dem Schauplatz, während diese Weiber vielleicht hunderte von Entbindungen mit angesehen haben und wenigstens auf die mögliche Gefahr hätten aufmerksam werden können, da es noch Zeit war. Geprüfte

und verlässliche Hebammen habe ich nur selten zu Geburten zuziehen sehen, und selbst die Familien der Gebildeten haben darin manche Stunde des Nothstandes durchmachen müssen. Vielleicht führen die neuesten Schritte der Medicinalbehörde auch hierin zu gedeiblicheren Resultaten. Gewiß aber würde der Arzt mit geringer Mühe eine geeignete Persönlichkeit im Doctorat zu fesseln wissen, die ihn der oft so peniblen Hebammendienste enthöbe, und das längere Gebundensein an die Praxis eines Arztes würde nicht allein die Lebensstellung dieser Persönlichkeiten sichern, sondern ihnen auch eine feste Quelle lehrreicher Übung werden müssen. Die Statistik der hier einschlagenden Misere kann kaum gesammelt, noch weniger veröffentlicht werden, selbst dem nächsten Arzt bleibt vieles unbekannt, was sich in naher Nachbarschaft in einer elenden Badestube oder einer Kleele abspielt, es wäre aber wohl an der Zeit, in dieser Hinsicht gegen tief einschneidende Schädigungen des Gemeinwohls mit verlässlicheren Vorzugsmaßregeln vorzugehen.

Manche andere Beziehungen stehen nun zwar mit den berührten Verhältnissen in nächstem Connex, müssen aber aus den Grenzen dieser Betrachtung ausgeschlossen bleiben. Hierher gehören die Stellungen der Discipel, Lehrlinge, Impfer, das Impfwesen selbst und die Art seiner Durchführung. Auch auf diese Branchen würde eine centralisirtere Stellung der Aerzte nur von segensreich fortbildendem Einfluß sein, wenn gleich sie auch relativ am wenigsten aus ihrer augenblicklichen Lage verrückt werden würden. In mancher Beziehung ist übrigens, namentlich in Hinsicht der Revaccination, in neuester Zeit die Medicinalbehörde schon selbstständig vorgegangen, manches dagegen bleibt als stiller Wunsch noch der kommenden Zeit aufbehalten.

Und so mag denn diese fragmentarische Rundschau immerhin heilbarer Gebrechen unserer landärztlichen Verhältnisse Anklang finden vor allem in den Gemüthern derer, die dem humanen Fortschritt unserer Zeit mit congenialem Geiste lauschen und folgen. Unmerklich oft im Einzelnen, überwältigend in den Gesamtergebnissen drängt dieses mächtige Entwicklungsleben mit bewußter Kraft und immer klarer werdenden Zielen einer neuen Zeit entgegen. So ruhig wirkend und lösend, so unwiderstehlich schaffend und zerstörend sehen wir die Urkräfte der Natur, zwischen den felsigen Rippen der Erde, da wo die Gletscherkuppen niederdrängen in den Thälern bis an die Gemarken der Aelplerhütten, ihre Macht entfalten. Alles scheint da dem flüchtigen Beobachter in Eis und Fels gebannt zu sein, und doch

ist alles Leben und Bewegung, drängende, treibende, ungeheure Kraft! Der Siedler der nahen Alpmatten, der Wanderer, der Gefahr und Mühe nicht scheut, die Natur in ihrem stillen Wirken zu belauschen, die erkennen wohl den ruhigmajestätischen Fortschritt dieser eisigen Riesen und die Felsblöcke und Wahrzeichen fernere Höhen, die sie auf ihrem breiten Rücken herabtragen, künden die Titanenarbeit, die dort fast lautlos verrichtet wird. So ist der Fortschritt unserm Jahrhundert nicht mehr ein geträumtes Eden, ein frommer Wunsch; das Ideal ist ins Leben getreten und mit ihm zur Nothwendigkeit verwachsen und die Entwicklung ist ein Lebenselement geworden, das bewußt mit warmen Pulschlägen auch Wissenschaft, Kunst und Leben durchströmt, um neue Sprossen treiben, neue Hoffnungen keimen zu lassen. Ich schmeichle mir keineswegs, das hier Besprochene auch nur nach den Hauptseiten der Darstellung hin erschöpft zu haben; dazu hätte mir ohnehin ein reicherer Zufluß an statistischem Material zu Gebote stehen müssen. Die Tendenz des Gebotenen hätte aber dadurch auch kaum ein höheres Relief erhalten; es wollte nur anregen durch flüchtige Umrißzeichnungen, einleiten in die Phasen kommender Entwicklungen durch kurze prägnante Skizzen der Gegenwart, endlich einen Hinweis auf die Gestaltung des sich Vorbereitenden versuchen, indem das Ueberlebte, Veraltete und Morische vom lebenskräftigen jungen Kern geschieden wurde.

Sollte dieses Ziel durch vorliegende Darstellung auch nur in bescheidenem Maße erreicht worden sein, so werden die Stunden der Muße, die ich diesen Gedankengängen und Erinnerungsbildern widmen durfte, gewiß zu den klarern Wellenschlägen im Lethestrom der Vergangenheit zählen dürfen, die für manche verlorene Stunde der Praxis Ersatz geben. An dem ermutigenden Ausblick in die Zukunft halte ich aber um so lieber fest, als ich mich von dem Vorwurf frei fühle, in kleinlichem Standes- oder Situationsinteresse mich einer Vertretung gewidmet zu haben, die unser Verhältniß zur Mitwelt mir im Sinne eines ernstern Geistescultus gegenüber der Materie zu bedürfen schien. Die ebenmäßige Schönheit der Kunst, die ernste Tiefe der Wissenschaft hoffe ich dabei nie aus dem Auge verloren zu haben. Wenn ich aber ein wärmeres Wort für das Leben gesprochen habe, so bedenke der Leser, daß das der Kahn ist, auf dem diese ewigen Güter hinabwallen auf dem Strom der Zeit, und daß ein Jeder mit emsigem Streben Acht haben sollte des Pfundes, das seinem Rachen anvertraut ist.

A. Laurenty,
prakt. Arzt in Ruhenthal.

Weltausprüche und Mädchenerziehung.

Wiederholt ist die „Baltische Monatschrift“ auf gewisse Mängel, falsche Richtungen, unbefriedigte Bedürfnisse in der Jugenderziehung zurückgekommen. Bestimmte Vorschläge zur Abstellung ebenso bestimmter Mißstände, wie allgemeinere Ideen zur Umgestaltung oder Fortbildung ganzer Erziehungsrichtungen traten zu Tage. Die streng pädagogische oder didaktische Selbstbeschränkung des Themas konnte nicht so weit gehen, um nicht zugleich allgemeinere sociale Zustände oder Mißstände zu berühren, von denen auf der einen Seite die Erziehung in unzureichende Richtungen gedrängt wird und welchen wieder auf der andern Seite eben durch eine zweckmäßigere Leitung der Erziehung begegnet zu werden vermöchte. Natürlich schrieben die Verfasser unter dem unmittelbaren Eindrucke der eigenthümlichen Lebensverhältnisse im baltischen Lande. Allein Vieles davon, ja das Meiste findet seine berechtigte Anwendung auch überhaupt auf die heutigen socialen Zustände der gesammten deutschen Welt. Ganz namentlich gilt dies, wo es sich um die Berücksichtigung des praktischen Lebensberufes der Frauen durch ihre Erziehung handelt. Denn so weit das deutsche Leben reicht, kann man beinahe sagen, daß der heutigen Frauenerziehung gleichermaßen die unendliche Schwierigkeit auferlegt ist, jenen klaffenden Widerspruch zu schließen, welchen die Verkünstelung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse zwischen dem naturgemäßen Berufe der Frau und derjenigen Stellung aufgethan hat, die dem weiblichen Elemente im Weltleben zugewiesen ist.

Namentlich möchte in dieser Beziehung jene Erörterung „über Mädchenziehung“ (B. M. Bd. 1., Heft 3.) hervorzuheben sein, welche sich vorzugsweise mit der Erziehung und Lebensstellung der Frauen des bürgerlichen Mittelstandes in den baltischen Provinzen beschäftigt. Hier paßt fast jede Silbe gleichermaßen auf die bürgerlichen Mittelschichten ganz Deutschlands und zwar, wenn man genauere Unterschiede betonen will, noch allgemeiner auf den deutschen Südwesten, als auf die norddeutschen Verhältnisse. Diese Nehnlichkeiten genauer auszuführen und zu begründen, ist hier weder der Ort, noch würden flüchtige Andeutungen dafür ausreichen. Dagegen mag es gestattet sein, einzelne Bemerkungen folgen zu lassen, welche durch den Gedankenreichtum jenes Aufsatzes in einem Leser ange-regt wurden, der dessen Leben aus längerer Anschauung kennt und mit der Erinnerung anhängliche Theilnahme dafür bewahrt hat.

Der Begriff des bürgerlichen Mittelstandes gehört der Gesellschaftsgliederung der germanischen Stämme als historische Eigenthümlichkeit an. Weder die Bourgeoisie, noch der tiers-état der Franzosen entspricht ihm in seiner culturhistorischen Bedeutung und in der slavischen Nationalität liegt er weder ursprünglich begründet, noch ist er bis heute selbstständig aus deren Entwicklungen hervorgegangen. Dagegen hat sich an seinem festen Urstamme die deutsche Cultur emporgeraukt zu ihrem erhabenen Standpunkte; er war die innere Lebenskraft Deutschlands während der Jahrhunderte seiner politischen Machtstellung, und er hat Deutschlands geistige und materielle Weltbedeutung nicht bloß gesefzet erhalten, sondern auch immer weiter ausgebreitet, nachdem und trotzdem der äußere Glanz mit der Herrlichkeit des Reiches deutscher Nation zersplitternd hinabsank. Erneuern wir nicht die alten Klagen um die nationalen Geschicke! Fragen wir auch nicht: wer trug die Schuld? Die politische Bedeutsamkeit der Völker steigt und sinkt im Wechselgange der Jahrhunderte. Doch selbst unter dem Eindrucke der herbsten Gegenwart den frischen Muth der Zukunft nicht zu verlieren, ist kein leerer Eitelkeitswahn, sondern ebenfalls eines der zeugungskräftigen Elemente bei der Lebensarbeit für die Zukunft. Ohne den bürgerlichen Mittelstand hätte Deutschland sicherlich nicht vermocht, ob auch des Nachdrucks einer politischen Machtstellung verlustig geworden, der geistig bedingende Schwerpunkt der fortbildenden Cultur zu bleiben; ohne ihn hätte die deutsche Civilisation ihre Segnungen nicht in die fernste Welt tragen können, um dadurch, trotz aller Ungunst der politischen Verhältnisse, doch immer wieder auch der Heimath neue geistige und materielle Kräfte zuzuführen.

Wie hoch reicht das Element des bürgerlichen Mittelstandes im deutschen Gesellschaftsorganismus hinauf, wie tief steigen seine Wurzeläusläufer hinab? Die theoretische Antwort sagt: alle Gesellschaftsschichten gehören ihm an, welche mit der Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse auf den Erwerb durch Arbeit gewiesen sind, ohne doch direct aus der Hand in den Mund zu leben, ohne von Tag zu Tag den Kampf um des Lebens Nothdurft von Neuem beginnen zu müssen. Als theoretische Formel hört sich dies recht gut an, als würde damit wirklich ein abgegrenzter Stand bezeichnet. Dennoch weiß Jedermann, wie wenig eine solche Definition an die millionenfach abgestuften Verschiedenheiten der praktischen Lebensgestaltungen hinanreicht. Wie die Thatsache des Proletariats hindurchgeflochten ist durch alle Bevölkerungsschichten bis an die höchsten, so reicht auch das Element des bürgerlichen Mittelstandes von der Hütte bis zum Herrscherpalast. Titel, Adelsrang, machtvolle Stellungen scheiden ihre Träger nicht aus ihm aus; ebensowenig wie selbst die größten Gaben des Glücks an sich vermögen, ihre Besitzer in denselben einzuführen. Daß der Besitz dem Erwerb durch Arbeit entstamme und von einer gewissen Höhe der Allgemeinbildung begleitet wie befestigt sei — darin beruht der Rechtstitel der Angehörigkeit an den bürgerlichen Mittelstand. So sind seine socialen Stufen auf- wie abwärts fast unzählbar, so haben die socialen Fragen innerhalb seines Bereiches bis an die Spitze der Gesellschaftspyramide empor zu klimmen, wie an ihre Basis herabzusteigen. Was namentlich die Frage der Erziehung und Bildung anbelangt, so klopft sie überall mit gleichen Rechte an, um zu ergründen, ob und wiefern das Vorhandene, System, Methode und Ergebnisse, den Anforderungen des innern Gehalts und der äußern Form, den Bedingungen des Privatlebens, wie den Ansprüchen der Außenwelt entsprechen.

Der Vorwurf, daß im bürgerlichen Mittelstande mit voller Gediegenheit der Bildung sich nur allzuhäufig eine Vernachlässigung der Weltformen verbindet, ist keineswegs unbegründet. Ja selbst die Vermischung der Gesellschaftsklassen, welche durch die modernen Lebensgestaltungen hergestellt wurde, hat die Berechtigung dieses Vorwurfes noch keineswegs beseitigt. Unsere raschlebende materialistische Zeit, welche im Wechselverkehr der Menschen verhältnißmäßig noch seltener als früher Gelegenheit bietet, den inneren Gehalt eines Menschen zu prüfen, mit welchem man in diesen oder jenen Verkehr gedrängt wird, hat dagegen die Ansprüche an die äußere Erscheinung nur erhöht. Es ist nicht blos zufällig, daß gerade unsere

Zeit wiederum gewisse typische Figuren der gesellschaftlichen Unbehüllichkeit populär werden ließ, wie frühere Zeiten durch die Don Quixote, Fallstaff, Münchhausen u. s. w. bestimmte Standeschichten durch ihren Fanatismus für abgelebte Interessen zu Gegenständen des Spottes machten. Heute beziehen sich die Müller und Schulze, Eisele und Beisele u. s. w. hauptsächlich auf den Widerspruch zwischen der Großartigkeit der Weltverhältnisse und der Kleinlichkeit des Maßstabes, welche der Mangel an weltmännischer Bildung daran legt. Sind auch die Figuren carikirt, der Beobachtung laufen dennoch die Originale dazu auf Gassen und Straßen wie in den Salons und Büreaus häufig genug vorüber. Im Allgemeinen stehen die gebildeten Formen der äußerlichen Erscheinung mit der innern Bildung im Norden Deutschlands in besserem Gleichmaße als im Süden; allein die vollkommene Herstellung des Gleichgewichts fehlt hier wie dort. Wer bei Betrachtung der populären Figuren der Spottblätter vor einer Selbstschauung nicht zurückscheut, wird an sich selber wohl bald dieses bald jenes Stück der Caricatur bemerken. Leichter Sinn und Leichtfinn mag mit Selbstironie darüber hinweggleiten, erster Sinn dagegen späht auch außerhalb der angeborenen menschlichen Schwäche nach Gründen und Bedingungen, warum juist im bürgerlichen Mittelstande die Neußerlichkeiten der Form relativ so selten auf gleicher Stufe mit der innern Bildung stehen.

Einer lernt es nun vom Andern, wie uns von den Unzulänglichkeiten der Gewandtheit und Amuth gesellschaftlicher Formenbildung vieles eben anezogen und angebildet ist; und schon die menschliche Eitelkeit glaubt nur allzugern, daß von derlei Unzierden mindestens ebensoviel in uns von Außen geimpft wurde, als aus uns von Innen herauswächst. Unwillfürlich wendet sich jedoch dabei die ernstere Frage auf die Erziehung zurück und zwar nicht etwa blos auf deren streng pädagogischen Theil, sondern ebenso auf diejenige Erziehung, welche uns Verhältnisse und Umstände wider Willen angedeihen lassen. Beim Einzelnen, wie beim ganzen Geschlechte hängt die scheinbare Thorheit und wirkliche Lächerlichkeit meistens nicht sowohl von positiven Fehlern in der Erziehung ab, als sie in Lücken und Mängeln derselben und mangelhafter Ausbildung des Formensinnes bedingt ist. Der strenge Moralist und pedantische Pädagog mag aus seinem Standpunkte keineswegs Unrecht haben, wenn er jene Formenausbildung, welche sich fast ausschließlich auf Neußerlichkeit der Tracht, des Ganges und der Sprechweise, des Behabens und Benehmens bezieht, für

untergeordnet und bedeutungslos erachtet. Aber die Welt urtheilt anders. Mangelhafte Formenausbildung, sofern sie sich auf feinere gesellschaftliche Verhältnisse bezieht, wird in ihr zum schweren Fehler der Taktlosigkeit; und schließt die Welt nicht hieraus bereits auf einen innerlichen Bildungsmangel, so doch gewiß dann, wenn dieser mangelnde Formensinn auch in mehr künstlerischen Beziehungen und Kundgebungen des Lebens hervortritt. Die Welt hat damit keineswegs Unrecht. Denn jeder Formfehler ist an sich allerdings das Zeichen einer Lückenhaftigkeit in der Harmonie innerer Bildung. Theoretisch vollkommen richtig kann man freilich auch erwidern, daß unter unsern tausendfach verschrobener, verzerrten und verfinsterten Gesellschaftsverhältnissen dasjenige, was eigentlich eine vollkommene Formrichtigkeit ist, nur darum als Formfehler erscheint, weil eben der herrschende Geschmack, die Tagesmode, die Gewohnheit des Uebereinkommens es verwirft. Allein wir leben nun einmal in dieser Welt und der Einzelne vermag nicht, sie zu ändern. Ja die Frage bleibt noch immer berechtigt: ob denn die bestimmte Ausbildung conventioneller Neußerlichkeiten etwas Zufälliges ist? Wir glauben kaum, wir sehen vielmehr auch darin einen wohlbegründeten Ausdruck von der Innerlichkeit derjenigen Culturströmung, in welcher wir dahintreiben.

Es hat eine Zeit gegeben, wo „die Gesellschaft“ in sich abgeschlossen blieb und bei Jedem, der ihr nicht angehörte, die volle Freiheit der individuellen Form gestattete. Damals standen sich Gesellschaft und Oeffentlichkeit abgegrenzt gegenüber und es herrschte z. B. in ersterer neben Ueberfeinerung in der Neußerlichkeit des Auftretens eine Ungebundenheit der Sprechweise, welche eben nur dadurch denkbar blieb, ohne sich in blanke Gemeinheit aufzulösen, daß alle Leute der Gesellschaft auf dieselbe Weise lebten und sprachen, aber eben auch nur wieder von der „Gesellschaft“ gehört wurden. Heute giebt es nur ein Publicum und keine „Gesellschaft“ in jenem Sinne; die gegenseitige Anerkennung der socialen Geltung bedingt aber die gegenseitigen Rücksichten der Form. Eines ist dabei heute so sicher, wie damals, als die „Gesellschaft“ noch außerhalb des Publicums existirte: nämlich, daß die schlechte Form stets dann beginnt, wenn man erst daran denken muß, sie zu vermeiden. Menschen, die ihrer selbst vollkommen sicher sind, denken niemals daran und mit dieser Sicherheit ist der erste erfolgreiche Schritt zu gedeihlichem Fortkommen im Weltleben gethan.

Diese überaus hohe Geltung geselliger Formenrichtigkeit im Weltleben unserer Gegenwart würde allerdings die Gefahr sehr nahe rücken,

daß durch sie die innere Gediegenheit in den Hintergrund geschoben werde, wenn nicht auch hier eine natürliche Ausgleichung sich mächtig erweise. Wer möchte trotzdem leugnen, daß im gesellschaftlichen Wettlauf unserer Tage nicht auch wirklich in tausend einzelnen Fällen die äußere Gewandtheit und weltläufige Gefälligkeit der minder anmuthigen und bequemen Gediegenheit den Rang abgewinnt? Aber es ist ein schönes Gesetz der Culturentwicklung, daß jeglicher Strömung, Richtung und Mode des Alltagslebens in den tieferen geistigen Gebieten eine andere Strömung entgegenzieht, welche, wenn auch langsam, die übermäßige Herrschaft verflachender Tagesrichtungen paralytirt. So ist in unserer Gegenwart der übermäßigen Geltung einer gefälligen Formenbildung jenes allgemeine Streben machtvoll entgegengetreten, welches auf die großen ewigen Naturgesetze zurückgeht, um einestheils aus ihnen Klarheit der Anschauung von den Lebensgestaltungen zu schöpfen, andertheils an ihrer Hand die dort erblickte Gesetzmäßigkeit zu neuer Herrschaft im Leben zu berufen. Man darf sogar sagen, daß die Stärke des Dranges, unser Leben aus seinen künstlichen Formen und Formeln zurück zu leiten auf natürliche Wege und zu grundgesetzlicher Natürlichkeit, fast schon zum charakteristischen Symptom unserer zeitgenössischen Epoche geworden ist, welcher zwar keineswegs vor ihrer Weltweisheit, wohl aber vor ihrer Unnatürlichkeit und Gemachtheit bangt.

Wie in den socialen, politischen, religiösen und materiellen Lebenssphären die Wissenschaft der Natur diesem schönen Ziele zuarbeitet, so wird auch die Erziehung mehr als es früher geschah, hinsichtlich der äußern Erscheinungsformen des Menschen auf die Betrachtung der natürlichen Formen hinzuweisen haben. Denn solche culturgeschichtliche Wandlungen können sich niemals bloß von innen heraus durchführen, die Erziehung muß ihnen durch Hinweisung ihrer Zöglinge auf die Außerlichkeiten des Lebens in die Hände arbeiten. So lange wir nicht in unserer Kleidung, im Hausrath, in den Luxusgegenständen aus der Anarchie des Geschmacks zur schönen Natürlichkeit zurückkehren, so lange werden auch die großen Massen des Publicums in ihren übrigen Culturbestrebungen schwerlich zur einfachen Natürlichkeit sich gedrängt fühlen. Dem Arbeiter an den allgemeinen Culturentwicklungen ist in der Abhängigkeit des Menschen von solchen Außerlichkeiten freilich oftmals eine starke Hinderung seines Strebens, doch eben so oft auch ein mächtiges Beförderungsmittel seiner Zwecke an die Hand gegeben. Um die Natürlichkeit der äußeren Formen zu stärkerer

Herrschaft zu bringen, ist die Voraussetzung unumgänglich, daß im heranwachsenden Geschlechte sich das Bewußtsein befestige, wie in der ganzen geschaffenen Welt die Formen nirgends willkürlich, nirgends unabhängig vom Wesen, nirgends abtrennbar von seinem Inhalt und seiner Bestimmung sind. Als allgemeiner Satz lautet diese Erfahrung: Natürlichkeit der Form ist vollkommen identisch mit wahrer Schönheit und die höchste Zweckmäßigkeit fällt mit der höchsten Schönheit zusammen. Nicht Jeder kann jedoch dieses große Grundgesetz in sich durch die kosmische Betrachtung der Welt derart befestigen, um es überall selbstständig auch auf das Alltagsleben anzuwenden. Denn dazu wären beim Einzelnen wieder unerreichbare Voraussetzungen des Wissens und einer Allgemeinbildung zu machen, welche in solcher Ausdehnung eben nur das Eigenthum Auserlesener sein kann. Aber sollte uns diese Wahrheit nicht auch auf anderem Wege zugeführt werden können? Sollte sie sich nicht selbst der Durchschnittsbildung aufdrängen, wenn dieselbe durch die Erziehung gewöhnt wird, ihre Umgebungen genauer nach der innern Nothwendigkeit ihrer Formen zu betrachten, als es in der That unsere gewöhnliche Erziehungsmethoden veranlassen?

Wer zeichnet, der wird es in gesellschaftlichem Verkehr schon oftmals bemerken, daß er fast unbewußt die umgebenden Gegenstände viel genauer, wir möchten sagen, viel intensiver anblickt, als derjenige, welcher niemals die Nachbildung ihrer Gestalten versucht hat. Indem wir dieselben auf das Papier übertragen, und zwar meistens im verkleinerten Maßstabe, werden wir uns gerade durch unsere Zeichnungsfehler der naturgemäßen Nothwendigkeit ihrer Formenorganisation bewußt. Gerade der Zeichnungsfehler macht uns die Nothwendigkeit sehr bestimmter Wechselbedingungen in den gegenseitigen Verhältnissen der Formentheile des gezeichneten Gegenstandes deutlich. Von dieser oft mehr empfundenen als erkannten Ueberzeugung aus beginnt aber die Wichtigkeit des Einflusses, welchen das Zeichnen auf unsere innere ästhetische Erziehung ausübt. Während die Naturwissenschaften auf geistigem Wege zur Erkenntniß des Gesetzmäßigen in allen Erscheinungen der Welt leiten, führt das Nachbilden überhaupt, doch vorzugsweise das Zeichnen, auf sinnlichem Wege dahin, das bloß Aeußerliche und Zufällige der Gegenstände von ihrem Wesen und Zwecke abzutrennen. Indem der Zeichner auf solche Weise die Natürlichkeit des Geschmacks hinsichtlich der naturgemäßen Formen der Gegenstände wiedergewinnt, gewinnt er zugleich eine wichtige Vorbedingung für das Streben nach schöner Natürlichkeit im ganzen Lebensausdrucke.

Wie aber ist dies auf Erziehung überhaupt und namentlich auf Mädchenerziehung anzuwenden? Der Weg dazu ist wohl kürzer, als es beim ersten Anblicke scheint. Jedenfalls ist die Einflechtung von Wärme und Anmuth in das alltägliche Leben, die Fernhaltung der Geschmacklosigkeit wie Verödung, von den Männen der Häuslichkeit nicht blos ein bedeutungsvollster, sondern auch ein erhabenster Theil der weiblichen Lebensaufgabe. Wer möchte dagegen leugnen, daß auch die heutige Erziehung, trotz der hohen Ausbildung unseres socialen Lebens, die Wichtigkeit dieser Aufgabe noch sehr oft verkemnt? Man wirft zwar der modernen Mädchenerziehung vor, daß sie die Uebung in den schönen Künsten allzuweit treibe. Aber wohin zielt diese Uebung? Fast nur auf Ausbildung von äußerlichen Fertigkeiten, wenn's hoch kommt, von einer gewissen Virtuosität. Und wozu? Fast ausschließlich zu dem Zwecke, damit man sich und andere amüsiren, damit man im Salon glänzen, damit man der Selbstgefälligkeit genügt thum kann. Die Grazien bleiben davon fern, denn sie wohnen weder in den Fingerspitzen, noch in der Kehle, sie bewohnen erst dann das Herz, wenn ihnen der Geist durch die Gesamtaufnahme und verständige Pflege der schönen Künste ihre Stätte bereitet hat.

Wir verfolgen diese Bemerkungen nicht weiter. Suchen wir uns dagegen klar zu machen, wie es kommen konnte, so werden wir wieder auf streng culturhistorische Fragen stoßen. Seitdem das Wort „Gesellschaft“ so vieldeutig geworden ist, daß man es beim jedesmaligen Gebrauche mit einem besonderen Zeichen versehen möchte, um den Leser nicht im Unklaren zu lassen, ob der socialpolitische, ob der nationalökonomische Begriff, oder ob die Vereinigung zu rein geselligen Zwecken gemeint sei, seitdem reichen offenbar die früheren Principien und Grundsätze über die Stellung und Geltung der Frau im Weltleben nicht mehr aus. Dies fñhlt die weibliche Erziehung, ohne doch noch feste Grundlagen für einen neuen Gang ihres Werkes finden zu können, weil eben das weibliche Element in der modernen Gesellschaft seine ehemalige Geltung eingebüßt und eine neue feste Stellung noch nicht errungen hat. Daraus erklärt sich wieder eine Erscheinung des modernen Lebens, welche tagtäglich stärker hervortritt: nämlich die minder engen Wechselbeziehungen zwischen den männlichen und weiblichen Gesellschaftselementen, das indifferente Auseinanderweichen der Interessen beider. Fast noch niemals hielten sich bei geselligen Zusammenkünften die männlichen und weiblichen Gesellschaftsglieder selbst äußerlich so auseinander, wie heute; eine geringe Rücksichtnahme der Männer auf

die Frauen tritt in höhern und niedern Gesellschaftskreisen sogar mit gewisser Absichtlichkeit hervor. Die Affectation der Mode steigerte diese Aenderung im tonangebenden Salonleben der Weltstädte selbst bis zu einer bewußten Plumpheit, deren ausgesuchteste Höflichkeiten eines verletzenden Beispiels nicht entbehren dürfen, um au comble de la lionerie zu sein.

Auch solche Verzerrungen und Verrenkungen haben stets einen tiefern Grund. Die Gährungen und Bewegungen des letzten Halbjahrhunderts stellten thatsächlich ein neues Geschlecht auf neuem Boden hin. Die ungeheuern Anstrengungen, welche der Einzelne machen muß, um mit Aneignung der nothwendigen Bildung seine Zukunft vorzubereiten, ließen kaum Zeit übrig, ihn auf dem Wege gefälliger Geselligkeit dem weiblichen Lebenselemente nahe zu führen. Je umfassender der Kreis jedes speciellen Faches wurde, desto mehr verengte sich der Raum für jene Parthien der Allgemeinbildung, welche sich mehr auf Reiz und Schmuck, als auf absolute Nothwendigkeiten der Lebensaufgabe beziehen. Dennoch liegen gerade die meisten Berührungspunkte mit der Frau. Ihr Leben und ihr Bewegungskreis war von den tiefern Beziehungen der modernen Lebensgänge bloß mittelbar berührt. Das weibliche Naturell ist nun seinem innersten Wesen nach conservativ und äußerlich voll zurückstreckender Empfindlichkeit gegen entschiedene Lebenswendungen; es verhielt sich darum selbst vielfach abwehrend gegen die neuen Verhältnisse und ihre gewaltsamen Gährungsprocesse. Die schöpferischen Kräfte der Männerwelt waren dagegen zu sehr in Anspruch genommen, um gleichzeitig mit klarem Bewußtsein zwischen dem männlichen und weiblichen Elemente eine organische Vermittelung zu erstreben. Der klastende Widerspruch zwischen den gegenseitigen Ansprüchen und Gewährungen beider Geschlechter äußerte sich laut genug in den socialistischen und communistischen Ideen, wie in der rohen Plumpheit der Theorie von der Emancipation des Fleisches. Alle diese Erscheinungen beweisen nur, wie fern einerseits dem modernen männlichen Bildungsgänge der Einfluß des weiblichen Elementes stand, wie wenig aber auch andererseits das männliche Leben magnetisch oder sympathisch auf die weiblichen Bildungsgänge zu wirken vermochte. So stand vor etwa zehn Jahren die männliche und weibliche Gesellschaft im Verhältnis zweier Menschen, welche auf einander angewiesen und äußerlich verbunden bleiben, obgleich sie gegenseitig den Mangel einer vollen Ergänzung fühlen. Die Transactionen begannen erst, nachdem die Schroffheit der gegenseitigen Anforderungen sich gemildert hatten; der ruhigere Gang des äußeren

Lebens gab dann der Frauenwelt die Möglichkeit, hier und da den Interessen der Männer wieder näher zu treten. Aber trotzdem darf man noch heute sagen, daß im großen Weltleben das Bewußtsein gegenseitiger Unentbehrlichkeit keineswegs mehr oder wieder in derselben Stärke vorhanden sei, wie in früheren Culturepochen. Je weniger nun das weibliche Element sich dessen sicher fühlte, eine unentbehrliche Nothwendigkeit des Verkehrs zu sein, desto natürlicher entwickelte sich der Drang der einzelnen Frau, sich gesellschaftlich geltend zu machen. Hierin vornehmlich suchen wir es begründet, daß die moderne Mädchenerziehung die virtuose Technik in der Musik, Malerei u. dgl. so specifisch zu entwickeln sucht, daß sie darüber die Kräftigung des weiblichen Elements in der Allgemeinbildung gar nicht selten hintansetzt.

Es ist nun eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Gesellschaftswelt der Gegenwart gerade von den Frauen eine sehr individuelle Besonderheit fordert, um sie besonders zu beachten. Es klingt hart, aber es ist wahr: als allgemeine Vertreterin ihres Geschlechts, als Repräsentantin des weiblichen Elements erregt die Frau in der heutigen Männerwelt wenig Interesse; dagegen wohl als specifisch geartete Persönlichkeit. Wer seinen gesellschaftlichen Erfahrungen nur einigermaßen nachdenkt, wird dies bestätigt finden. Es liegt in dieser Richtung des gesellschaftlichen Zeitgeschmacks eine großentheils unbewusste Reaction gegen die nivellirende Tendenz unserer heutigen Culturgestaltung. Trogdem werden im Allgemeinen die Mädchen viel minder individualisirend erzogen, als die Knaben; Charakter, Naturell, Sonderart und selbst das Temperament werden bei ihnen viel abstracter als bei diesen nach gewissen allgemeinen Formeln und Schematen gebeugt, geknickt und gebrochen; viel unbarmherziger wird hier als dort das persönliche Eigenleben dem sogenannten Erziehungssystem zum Opfer gebracht.

Verstehen nun wirklich die Erzieher und Erzieherinnen das weibliche Naturell oder die Mütter ihre Töchter weniger innig, als der Mann den Knaben, der Vater den Sohn? Selbst nur die Vermuthung wäre schreiende Ungerechtigkeit. Dabei ist aber die weibliche Erziehung weitaus schwieriger als die des Mannes, weil sie kein bestimmtes Ziel hat. Der Knabenerziehung schwebt vom ersten Moment an wenigstens ungefähr die zukünftige Berufsbildung vor; auf ein mehr passives Lebensloos gewiesen, muß dagegen das Mädchen auf ganz unberechenbare Verhältnisse hinaus vorbereitet werden, deren ebenso unbestimmbaren Ansprüchen es dennoch möglichst vollständig gewachsen sein soll. Ist nun noch wunderbar, wenn Vorurtheile, vorgefaßte Meinungen, landläufige Bemerkungen und Kritik-

leien von allen Seiten her mindestens ebensoviel Einfluß auf die Erziehung des weiblichen Geschlechts üben, als die Grundsätze und Erfahrungen der Mütter? Wir sehen dabei noch ab vom leicht einflußbaren und überrücksichtsvollen Wesen der Frauen; wir sehen auch davon ab, daß am Ende selbst die männlichen Mädchenerzieher durch die Unbestimmbarkeit der weiblichen Zukunft in ihren Principien leichter schwankend werden und überdies beim Mädchen viele energische Erziehungsmittel nicht wohl in Anwendung bringen können, also darauf gewiesen sind, von vornherein das Mädchennaturell so zu behandeln, daß die Neigung zu Abirrungen vom vorbezeichneten Wege gar nicht in voller Kraft erwache. Die gesammte Mädchenerziehung ist unter den heutigen Weltverhältnissen eine weit mehr prophylaktische, als die des Knaben.

Ungewisse Hoffnungen und Befürchtungen, Widerspruch zwischen Ansprüchen der Welt und Möglichkeiten ihrer Gewährung, neue Widersprüche zwischen dem Leben nach Neigungen und des Lebens harten Nothwendigkeiten: das ist überhaupt das Angebinde der Mittelstände, namentlich aber ihrer weiblichen Elemente. Nicht nur die Ehe, sondern das ganze Leben bleibt für ihre Frauen von einer Reihe äußerlicher Zufälligkeiten abhängig, über welche sie nur äußerst selten aus sich heraus, mit eigener Kraft zu gebieten vermögen, während sie sich viel leichter durch geschickte Anschmiegun mit ihnen abfinden können. Diesem Lottospiel des Lebens der Mittelstände zu Liebe ist die gerade hier so allgemeine Allerweltserziehung und Dugendbildung fast eine traurige Nothwendigkeit unseres modernen Lebens geworden. Es kann uns daher nicht Wunder nehmen, daß wir energisch ausgeprägten Frauencharakteren, interessanten Individualitäten, selbstständigen Persönlichkeiten verhältnißmäßig weit öfter in den obersten und untersten Schichten der Gesellschaft begegnen, als im bürgerlichen Mittelstande. Auf den Höhen des Lebens legte das Glück der Geburt dem Mädchen eine minder erdrückende Menge von unumgänglichen Nothigungen zu allerlei Rücksichten und Anschmiegun als Angebinde in die Wiege; in den untersten Sphären der Gesellschaft erwächst das Mädchen mit keiner andern Zukunft als derjenigen, welche es sich selber schafft. Selbst die Verheirathung entbindet es unter den heutigen socialen Verhältnissen nur selten der Sorge für sein materielles Wohlergehen, ja als Mutter wird es in den meisten Fällen die anerkannte Beherrscherin des ganzen Familienstandes sein müssen, wenn dieser nicht auseinander fallen soll.

Dagegen ist die traurige Folge der gewöhnlichen Mädchenerziehung in den Mittelständen eine weitverbreitete Reizlosigkeit ihrer Mädchenwelt.

Zu Frankreich ist diese Erscheinung älter als in Deutschland, in England durchschnittlich weniger prägnant als hier, in katholischen Ländern ist sie (durch die hier noch allgemeinere Kloster- und Pensionserziehung) gewöhnlicher als in protestantischen, in politisch und social bewegten Epochen für die Männerwelt noch empfindlicher als sonst. Mit ihrer Verbreitung hält die Abnahme der Verheirathungen in den Mittelständen fast gleichen Schritt; die geringere Innigkeit des Familienlebens ist davon ebenso schwer abzutrennen, als daß sich das Mädchen, gleichsam Ersatz suchend für die innerliche Beengung, den blos spielenden Interessen des Lebens mit Vorneigung zuwendet. Erst die verheirathete Frau darf es ja wagen, sich als Persönlichkeit zu fühlen und geltend zu machen. Dahin zu gelangen wird das Mädchen umso mehr streben, je kräftiger ihr bisher verbogenes Naturell seine angeborene Schwungkraft bewahrt hat. Aber je weniger selbstständig dasselbe an den Moment ihrer Verheirathung herantreten konnte, desto unmittelbarer drohen auch nachher die Verirrungen und Ausschreitungen seiner Lebenskräfte.

Sollen wir nun glauben, nur den Müttern und Erziehern sei solche anezogene Reizlosigkeit der Mädchenwelt fremd, nur ihnen verhülle sich die darin begründete Gefahr der Zukunft? Es ist nicht anzunehmen, daß irgend eine Frau, welche die Welt unbefangen ansieht, sich über die Lage ihrer heranwachsenden Schwestern täusche oder über das traurige Geschick derselben, falls sie unverheirathet bleiben. Wie nun den Widerspruch vermitteln, daß die heutige Welt am Mädchen die starke Entfaltung des individuellen Wesens als Fehler bezeichnet und daß sie dennoch zugleich an die Frau die positive Forderung einer starken Ausprägung des persönlichen Wesens stellt, ja nicht übel Willens ist, solchem immerhin zweifelhaften Reize eine Menge allgemein weiblicher Vorzüge unterzuordnen? Eine wahrhaft organische Vermittelung kann nur entstehen, wenn überhaupt im Laufe der Zeiten sich feste Grundlagen einer neuen Gegenseitigkeitsstellung zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte aufbauen.

Ist dazu Aussicht vorhanden? Die socialistischen und communistischen Phantastereien sind beseitigt und dennoch arbeitet die sociale Umgestaltung auf allen Gebieten des Lebens unablässig weiter; auch die Frauenemancipation in dem Sinne, welchen ihr frühere Jahre beilegten, gehört längst zu den überwundenen Standpunkten. Dagegen ist das Bewußtsein von der Nothwendigkeit einer besseren Emancipation der Frauen keineswegs schwächer geworden, als es damals war. Man erkennt mehr und mehr die Noth-

wendigkeit an, daß der Frauenbildung als bewegendem und förderndem Elemente im Culturleben ihre volle und oft verkannte Geltung gewährt werden müsse. Freilich mag der Weg noch weit sein bis dahin, daß diese principielle Anerkennung auch zu praktischen Lebensgestaltungen führe, welche auf der einen Seite das weibliche Element den männlichen Interessen wieder annähern, auf der andern Seite aber der Frau auch gestatten, unabhängiger als bisher ihr materielles Leben auf sich selber zu stellen. Denn solange in der Gesellschaftswelt das Weib mit seinen persönlichen Besonderheiten erst dann ungetadelt hervortreten darf, wenn schon über sein Lebensloos entschieden ist — können wir uns verwundern, wenn unterdessen die weibliche Erziehung mit virtuoser Ausbildung gewisser Fertigkeiten in den geselligen Künsten die äußerliche Gefälligkeit vorzugsweise zur Geltung zu bringen sucht? Kann aber dies geschehen, ohne daß darüber die subjective Innerlichkeit sehr häufig zurückbleibt? Diese Fragen sind wohlbegründet, doch mit gleichem Rechte auch die Gegenfrage: ist es nicht ein Resultat unserer bisherigen Lebensgänge?

Die Welt möge dem weiblichen Geschlecht gestatten, daß seine Individualitäten wenigstens einigermaßen die Berechtigung ihrer Besonderheit kund geben dürfen, ehe sie „gemachte Frauen“ sind und seine Interessen werden sofort an denen der Männerwelt höher emporschweben, indem sie sich ihnen enger anschließen. Solange aber diese Gestattung nicht viel mehr ist, als eine ausnahmsweise Nachsicht — solange erscheint es auch unmöglich, daß die Ausbildung des Mädchens in den Künsten gefälliger Geselligkeit mehr werde, als amüsante Kunstfertigkeit. Die Uebung guter Musik senkt geistigen Rhythmus in die Seele, die plastischen Künste entwickeln das Gefühl für schöne Formen und Ebenmaß nicht blos im sinnlichen, sondern auch im geistigen Leben, die Poesie verfeinert das Herz und das Gefühl. Solange jedoch damit nicht gleichzeitig die Möglichkeit einer selbstständigen Geltendmachung des Charakters, solange nicht bis zu einem gewissen Punkte die unbewormdete Bewegung im Verhältniß zur Außenwelt gegeben ist, solange muß diese innere Bildung an den Außerlichkeiten der Gegenstände haften, solange kann sie nicht als wohlbegriffene Gesamtheit sich in sich selber gestalten, solange vermag sie nicht durch productiven Interessen- und Ideenaustausch die von der modernen Welt vielfach zerrissenen Verbindungsfäden zwischen dem Frauen- und Männerleben wieder zu wirklichen Wechselbedingungen organisch zu verflechten. No. Bz.

Ein Bild aus dem Pugatschew'schen Aufstande.

(Bruchstück aus den Memoiren des Senators Dmitry Borissowitsch Wertwago *).

Meine Aeltern, die ein Gut im Drenburg'schen Gouvernement besaßen, in dem Lande, in welchem die Pugatschew'sche Empörung zuerst ausbrach, und ein zweites 500 Werst davon im Simbirsk'schen Gouvernement, im Matyr'schen Kreise, lebten auf dem letzteren. Gerüchtweise wissend, daß viele unserer Bauern in den Dienst des Usurpators getreten waren, hielten meine Aeltern, obgleich auf den Verlust ihres Vermögens gefaßt, doch sich selbst für aller Gefahr entrückt, in Betracht der Entfernung und der von der Regierung ergriffenen Maßregeln; aber der unerforschliche Wille der Vorsehung hatte es anders beschloffen.

Pugatschew, bald von den zur Unterdrückung des Aufstandes geschickten Truppen geschlagen, bald durch eine Rote von Böswilligen verstärkt, hatte sich lange auf den Bergen und in wenig bevölkerten Steppen umhergetrieben, bewegte sich im Sommer 1774 gegen Norden und unlagerte Kasan. Die Gegenwehr der Einwohner hielt ihn auf, die geplünderte und eingeäscherte Vorstadt wurde ihm ein Capua: der zahlreiche Pöbelhaufe, der seine Bande bildete, gab sich der Völlerei hin, und so trafen ihn die Truppen Michelson's, denen er unterlag, jedoch nicht selbst in die Hände fiel.

*) Geboren 5. August 1760, † als Senator zu Moskau 23. Juni 1824. Obiges, hier etwas abgekürzte Bruchstück ist im Original im „Russkij Wjestnik“, Bd. VII., 1857, Januar erschienen.

Er entfloh mit einer großen Zahl Uebelgestimmter über die Wolga nach dem Mlatyr'schen Kreise, unserer bis dahin so ruhigen Gegend. Nachdem in wenig Tagen seine Rotte sich durch eine große Anzahl von Hofesleuten und Bauern verstärkt hatte, erschien er in der Nähe unseres Wohnortes, überall seine Bahn mit Blutvergießen zeichnend.

Drei Wochen zuvor war meine Mutter niedergekommen, und an dem Tage, an welchem unser Unglück begann, 22. Juli, feierten wir ihren Namenstag. Nach ländlichem Brauch waren Gäste geladen und schon der Tisch gedeckt, als plötzlich mein Vater einen Brief von einem ebenfalls eingeladenen Freunde und Nachbarn erhielt, der ihn benachrichtigte, daß der Betrüger 30 Werst von uns einen Edelhof überfallen, geplündert und den Verwalter aufgehängt habe, zugleich schrieb er, daß er selbst mit den Seinen sein Heil in eiliger Flucht suche.

Sofort entschlossen wir uns, nach der Stadt Mlatyr zu fahren, die 40 Werst von unserem Dorfe entfernt war. Vor Anbruch des Abends, schon in der Nähe der Stadt, begegneten wir einem Bekannten, von dem wir erfuhren, daß Pugatschew seinen Einzug in Mlatyr halte und das Volk mit Heiligenbildern und Salz und Brod ihm entgegenziehe. Die Nachricht war ein Donnererschlag; man mußte fliehen, aber wohin? Wir lenkten nach einem nahegelegenen Wäldchen ab, wo wir in einem Biengarten einen einzelnen Menschen antrafen und in dessen Hütte die Nacht verbrachten.

In der Morgendämmerung setzten wir unsere Fahrt ins Ungewisse fort. Im nächsten Dorfe trafen wir auf der Straße zusammengerothete Volkshaufen. Die Leute umringten unser Fuhrwerk und fragten uns aus, wohin und zu welchem Zweck wir reiseten; ihre groben Reden und zuletzt ihre peremptorische Forderung, sofort die Ansiedelung zu verlassen, waren für uns das erste Anzeichen der Volksaufregung und der uns drohenden Gefahr.

Wir wendeten uns nach einem kleinen Mordwinendörfchen, das bei einem großen Walde lag. Bei einem uns bekannten Mordwinen machten wir Halt und erfuhren, daß das gemeine Volk ganz in Aufregung sei und auf Pugatschew warte, und daß, wenn wir uns nicht der größten Gefahr aussetzen wollten, wir in keinem Dorfe einkehren dürften. Nachdem wir uns über den Weg, der ins Dickicht des Waldes führt, hatten belehren lassen, kauften wir dem Mordwinen alles Brod, das er fertig gebacken hatte, ab und fuhren in den Wald hinein.

Um 10 Uhr Morgens gelangten wir an eine im Dickicht des Waldes gelegene Mühle und fütterten daselbst unsere Thiere. Unterweilen machte sich mein Vater mit dem Müller bekannt und erfuhr von ihm, daß in der Tiefe des Waldes eine Wiese sich befinde, in deren nächster Nähe ein Bächlein fließe, 8 Werst von der Mühle, ungefähr 15 Werst von den nächsten Ansiedelungen entfernt, daß der nur wenigen bekannte Weg dorthin so schlecht sei, daß man nicht leicht bis zu der Wiese durchdringe. Der brave Müller war bereit uns hinzugeleiten und versprach eidlích, unsern Versteck nicht zu verrathen.

Mit Mühe und Noth gelangten wir in der Abenddämmerung nach dem Orte, wo der Müller sich von uns verabschiedete, sein Versprechen wiederholend, das er auch, so viel an ihm lag, gehalten hat.

Am folgenden Tage, am frühen Morgen recognoscirte mein Vater die Umgebungen unseres Zufluchtsortes. Da sich in der Nähe eine andere Richtung fand, ließ er die Pferde dorthin bringen; auf unserer Stelle wurde eine Hütte aufgeschlagen. Flinten und Pistolen wurden an Alle ausgetheilt und beschloffen, im Fall eines Angriffs sich zur Wehr zu setzen.

So verbrachten wir drei Tage, ohne etwas anderes zu hören als Vögelgeschrei. Am 4ten Tage begann der Mangel an Mundvorrath sich fühlbar zu machen. Die Ungewißheit über das draußen Vorgehende, die Hoffnung, daß wie gewöhnlich Truppen dem Empörer auf dem Fuße folgten, denen er stets und überall unterlag, vor allem der durch geistige und körperliche Unruhe herbeigeführte leidende Zustand meiner Mutter, veranlaßten meinen guten Vater, einen von unseren Leuten nach einem der nächsten Dörfer zu schicken, um Lebensmittel einzukaufen und auszukundschaften, wie es dort stehe. Dieser Mensch schien uns zuverlässig, auch glaube ich, daß er wirklich anfangs keine böse Absichten hatte.

In dem Dorfe angekommen, suchte er einzukaufen, was ihm aufgetragen war, und zugleich Nachrichten über Bugatschew einzuziehen. Den Leuten fiel das auf. In der allgemeinen Verwirrung kaufte sonst niemand etwas, sondern jeder nahm, was er wollte, nach dem Rechte des Stärkeren. Angehalten, ausgefragt, wer und von wo er sei, ließ er sich wahrscheinlich durch die eigene Gefahr verleiten, die Wahrheit zu verrathen. Als bald rotteten sich gegen 200 Mann aus jenem Dorf zum Angriff auf uns zusammen, denen der Unglückliche als Führer diente.

Als sie sich unserem Zufluchtsorte genähert hatten, theilten sie sich in mehrere Partien, umzingelten uns und überfielen uns plötzlich von allen

Seiten mit Geschrei. In diesem unseligen Augenblick schlummerte mein Vater in der Hütte. Unsere Leute, von Furcht übermannt, flohen; meine Schwestern, die Mutter mit sich fortziehend, liefen in den Wald, die Bösewichter stürzten sich auf meinen Vater. Er schoß auf sie seine Pistole ab, ohne zu treffen, doch wichen sie zurück. Die Flinte, die neben ihm lag, und seinen Stockdegen ergreifend, bahute er sich, da er keinen der Seinigen in seiner Nähe erblickte, einen Weg in das Walddickicht. „Lebt wohl, Weib und Kinder!“ waren die letzten Worte, die ich von seinen Lippen vernahm.

In großer Angst eilte ich hinter ihm her, doch im Dickicht verlor ich seine Spur, ich lief weiter, ohne zu wissen wohin. Ueber einen im Wege liegenden verbrannten Baumstamm stolpernd, fiel ich zu Boden, und im nämlichen Augenblick eine geräumige Baumhöhlung erblickend, kroch ich hinein. Kaum hatte ich mich ein wenig gesammelt, vernahm ich nach wenigen Minuten Flintenschüsse und wildes Geschrei: „packt sie, schlägt sie todt!“

Nachdem ich längere Zeit dagelegen und kein Lärm mehr zu hören war, kroch ich heraus, sah mich lange nach allen Seiten um, lauschte; endlich da alles still blieb, begab ich mich nach der Lichtung, wo wir campirt hatten, zurück. Dort fand ich einige Lappen von zerrissener Wäsche und ein blutiges Tuch, woraus ich schließen mußte, daß einer meiner Angehörigen ermordet sei.

Jetzt stelle man sich einen 14jährigen verwöhnten und verzärtelten Knaben vor, einsam im Walde, zu später Stunde, des Weges unkundig, schuglos und ohne alle Waffen zur Vertheidigung. Ich betete, empfahl mich der Führung des Herrn, gelobte das Vermächtniß meines Vaters, seine weisen und frommen Lehren heilig zu halten, weinte, nicht wie ein erschrockenes Kind, nein wie ein Erwachsener vor innerer Zerknirschung weint, küßte die blutigen Lappen, sagte allen den mir heimathlich gewordenen Plätzen Lebewohl, wo ich mit dem Vater gegessen, seine Ermahnungen angehört, wo ich ihn zum letzten Male gesehen hatte; darauf ergriff ich einen Stab, folgte dem Pfade, welchen Räder Spuren zeichneten, faßte allmählig Muth und war voll der Zuversicht, daß ich nicht umkommen würde.

Nachdem ich eine Strecke zurückgelegt, bei schon einbrechender Dämmerung, hörte ich seitwärts ein Geräusch. Ich rief: wer da? Meine beiden Brüder, der eine 10, der jüngere 7 Jahr alt, erkannten meine Stimme. Sie liefen auf mich zu, mit ihnen unsere Wärterin. Wir hatten große Freude über einander, und nicht wissend, wohin weiter, entschlossen wir uns unter einem Baume zu nächtigen.

Sobald es Morgen geworden, setzten wir den Weg ins Ungewisse fort. Schon stand die Sonne hoch am Himmel, als wir uns einem kleinen Flusse näherten, an dessen Ufer der Weg hinkies. Die reizende Gegend umher, kleine Lichtungen, die angenehme Morgenfrische, die über alles ausgegossene feierliche Stille, alles das hätte uns wol unsere Lage vergessen machen können, aber plötzlich hörten wir das entsetzliche Geschrei: „packt sie, schlägt sie nieder!“ Ich faßte den einen Bruder an der Hand, stürzte mich dem Flusse zu und verbarg mich im Ufergrase; aber die Wärterin mit meinem kleineren Bruder rannte auf dem Wege weiter. Die Bösewichter, sie für eine Adelige haltend, setzten ihr nach, und einer hieb nach ihr mit dem Beil; vor Schreck hielt sie die Hand vor, die Schneide durchschnitt die Handfläche und drang in die Schulter ein; der furchtbare Schmerzensschrei der Amme erschütterte mein Innerstes. Zugleich vernahm ich das Gekreis meines Brüderchens, den sie ergriffen hatten und ausfragten, wohin wir flüchteten. Ohne Bewußtsein, was ich that, sprang ich aus dem Grase hervor, trat zu ihnen. Sie fragten nach meinem Namen, sagten, sie kannten meinen Vater, was mit ihm geschehen, hätten sie nicht gehört; darauf zogen sie uns die Kleider und das Schuhwerk aus und ließen uns dann, mit weiteren Rohheiten uns verschonend, in den bloßen Hemden laufen, nachdem sie uns den Weg zu einer nahe gelegenen Mühle gewiesen.

Ich hob unsere durch den Blutverlust, noch mehr vom Schreck schwach gewordene Wärterin auf und führte sie unter dem Arm nach der Mühle. Als wir zu dem Damm gelangt waren, stürzten sich auf uns zwei große Hunde, vor denen wir uns nicht hätten schützen können, wäre nicht der Müller uns zu Hülfe geeilt. Der gute Mensch, als er unsern Stand erfuhr, sagte uns gerade heraus, die Wärterin könne bei ihm bleiben, uns aber wage er nicht aufzunehmen, denn es könne ihm und seiner ganzen Familie das Leben kosten. Als wir ihm aber gesagt hatten, daß wir seit 24 Stunden nichts gegessen hätten, lud er uns ein, einstweilen bei ihm einzutreten und versprach uns Milch und Brod zu geben.

Bei der Mühlenklete gab man uns jedem ein großes Stück Brod und einen Löffel und setzte uns eine Bütte Milch vor. Kaum hatten wir uns an das einem Hungrigen so angenehme Geschäft gemacht, als plötzlich das Weib des Müllers ausrief: „ach, ach, Kosaken, Kosaken!“ Wirklich erblickten wir einen sich nähernden Volkshaufen. Ich erschrak heftig und verbarg mich, ich weiß nicht mehr wie, mit den Brüdern unter dem Mühlwerk.

Jener Haufe, die blutig vor der Klete am Boden liegende Wärterin sehend, fragte, was das bedeute; der Müller gestand alles und zeigte die Stelle, wo wir uns versteckt hatten. Zwei aus dem Haufen stiegen die Leiter hinab und trugen auf ihren Armen meine Brüder heraus; ein dritter schleppte mich an den Haaren die Stiegen hinan, während ein vierter von hinten mit einem Stocke auf mich losschlug.

Ich sah den ganzen Haufen bei der Klete, wir wurden in die Mitte genommen und verhört, Alle schrien durch einander und machten Vorschläge, wie man mich umbringen sollte; die Brüder sollten, um ihres zarten Alters willen, kinderlosen Bauern als Pflegsöhne abgegeben werden. Einige schlugen vor, mich mit einem Steine am Halse ins Wasser zu werfen, Andere, mich aufzuknüpfen, zu erschießen oder in Stücke zu hauen; diejenigen, welche betrunkenere und älter waren, als die übrigen, hatten den Einfall, die jungen, noch nicht des Mordens gewohnten Kosaken sollten an mir sich einüben. Zu allen diesen Erwägungen und Schimpfreden sagte ich nichts und bereitete mich schon zum Tode; aber da sagte einer aus dem Haufen, er habe in der Stadt vom Usurpator den Befehl erhalten, ihm einen adeligen Knaben von etwa 15 Jahren zuzuführen, der gut lesen und schreiben könne, wofür er 50 Rubel Belohnung geben wolle. Das gefiel ihnen allen, sie begannen mit mir ein Examen, nöthigten mich mit Kohle auf einem Brette zu schreiben, gaben mir leichte Aufgaben aus der Arithmetik und befanden mich schließlich würdig, den wichtigen Posten eines Geheimschreibers bei dem Pugatschew zu bekleiden. Sie gewährten meine Bitte, mich nicht von meinen Brüdern zu trennen.

Man blieb bei der Mühle so lange Zeit, als nöthig war, um die Pferde abzufüttern und den Wanderern zu Fuß Erholung zu gönnen. Mittlerweile fing man an mir höflicher zu begegnen, titulte mich Secretair, erzählte von mancherlei Begebenheiten, die den Usurpator betrafen, von seiner Stärke und seiner Absicht, alle Edelleute auszurotten, und endlich von seinem Befehl an die Bauern, sich aus allen Kräften gegen die in kurzem zu erwartenden Militaircommandos zu vertheidigen.

Während dieses Geredes sagte mich plötzlich ein betrunkenere Kosak am Haarzopf und sagte: „Unser Väterchen liebt nicht lange Haare, das gehört sich nur für Weiber“. Und sofort mich an einen nahen Baumstamm andrückend, rief er einem anderen zu: „hau ab, Bruder!“ Dieser, der ebenso betrunken war, hieb mir mit dem Beil hart am Genick den Schopf ab.

Ich erschrak sehr, hatte jedoch so viel Geistesgegenwart, daß ich über meine Haare scherzen und den Trunkenbolden meinen Dank sagen konnte.

Die Nachricht von der Annäherung der Truppen freute mich; ich fing an zu überlegen, wie ich den Bösewichtern entkommen und auf einige Tage mich vor ihnen verbergen könnte. Einstweilen jedoch war es unvermeidlich, mit ihnen zu Fuß, ohne Kleidung und Schuhwerk, den Marsch anzutreten.

Während unserer Wanderung befreundete ich mich mit einem Bauern, der aus einem nahen Dorfe sich dem Haufen angeschlossen hatte. Der Tag neigte sich schon, der Wald begann lichter zu werden, große Felder, mit Getreide besät, kündigten die Nähe eines Dorfes an, da hörte ich neue Berathungen einiger Bösewichter, die zu Pferde waren, und äußerten, sie zweifelten daran, den Pugatschew in Mauth zu treffen, man würde mich weiter führen müssen, ohne zu wissen, wo man den Pseudo-Zaren finden könnte und ob er auch die verheißene Summe zahlen würde; Andere machten bemerklich, daß wenn sie mich bis zum Dorfe führten und ich mich dort als kaiserlicher Secretair zu erkennen gäbe, sie sogar mich nicht würden zurücklassen dürfen und somit Mühe und Zeit vielleicht ohne Lohn würden opfern müssen, und darum einigten sie sich über das Auskunftsmittel, mich noch vor dem Austritt aus dem Walde zu tödten, meine kleinen Brüder aber, die sie wohl für noch nicht ganz unverbesserlich hielten, kinderlosen Bauern zur Erziehung abzugeben.

Ich litt viel dabei, dieses anhören zu müssen; mir wurde unbeschreiblich weh ums Herz: dennoch mußte ich schweigen und mich sogar stellen, als hörte ich nichts. Jetzt nahm mich mein neuer Freund, der sich bei der Berathung nicht betheiliget hatte, bei Seite und sagte: „hörst du denn nicht, was die Bursche sprechen“? Ich erwiderte: „ich höre es, und kannst du, so rette um Gottes willen mich und die Brüder“. Er nahm mir das Versprechen ab, daß ich bei ihm Arbeiter werden wolle und versprach dagegen, mich an Kindesstatt anzunehmen, gab an, wie sein Dorf und sein Haus zu finden sei, und nachdem er den Bösewichtern gesagt hatte, daß er mit uns etwas bei Seite gehe, hieß er uns in die Gebüsche laufen und uns dort verbergen.

Als es schon anfang zu dämmern, kam ich aus dem Walde hervor und sah das Dorf, wo das Haus meines Retters war, und nahe dabei das kleine Mordwinendörfschen, in welchem wir gewesen waren, als wir in den Wald fuhren. Ich schlug den Weg nach dem letzteren ein, dem Hause

des erwähnten Mordwinen zu; er selbst war nicht zu Hause, aber sein Weib nöthigte uns als Bekannte freundlich hinein.

Nach einigen Minuten sammelte sich bei ihr eine Menge von den Einwohnern des Ortes, die Aeltesten sagten in ihrer Mundart unserer Wirthin, wie es schien, harte Worte, und einer von ihnen kam auf mich zu und sagte gebieterisch, ich sollte sogleich mit meinen Brüdern zum Dorfe hinaus, denn es sei ihnen verboten, Edellente aufzunehmen.

Ich gehorchte und ließ mich jenseits der Dorfmarke auf dem Boden nieder. Unsere Rathlosigkeit beengte mir das Herz. Nach dem Dorfe zu gehen, wo unser Freund und Befreier wohnte, fürchtete ich mich. Während dessen war die Nacht schon hereingebrochen. Die wehmüthig lautenden Stimmen der Leute, welche das Vieh eintrieben, das Brüllen und Gestampfe der Kühe, dazu die einbrechende Dunkelheit riefen eine solche Empfindung in meiner eingeschrockten Einbildungskraft hervor, daß ich lieber todt sein wollte, als solche furchtbare Seelenqual erdulden.

Ich stand eilig auf und ging in das Dorf zurück, wo ich niemandem auf der Gasse begegnete. Ich trat in das Haus des Mordwinen und fand die Frau nicht in der Stube. Ein kleines Kind in der Hängewiege schrie. Ich suchte mir Brod und ein Messer, schnitt für jeden von uns ein Stück ab und hob meine Brüder auf das Schlafgerüst, wohin ich ihnen selber nachfolgte.

Die Wirthin, mit ihren häuslichen Geschäften mittlerweile fertig geworden, kehrte in die Stube zurück, zündete Licht an, nahm ihre Mahlzeit ein, spielte etwas mit ihrem Kinde und machte sich alsdann bereit schlafen zu gehen. In diesem Augenblick kam ich rasch vom Gerüst herab, warf mich ihr zu Füßen, um die Erlaubniß flehend im Hause zu übernachten; wenn der Morgen da sei, möge sie uns, wenn es ihr gefalle, entweder selbst todt schlagen oder durch andere todt schlagen lassen. Lange blieb sie stumm, blickte dabei nicht ohne Rührung auf mich herab, schüttelte dann wieder das Haupt; endlich bewiesen mir die über ihr Gesicht herabfließenden Thränen, daß das Erbarmen über die Furcht gestiegt habe. Sie hob mich auf, sagte: „wenn es ruckbar wird, daß ich Adelige bei mir verborgen habe, so wird man mich, meinen Mann und mein Kind erschlagen und das Haus abbrennen, doch sei's drum . . .“ Darauf nahm sie meine Brüder vom Gerüst herunter, wo sie bereits beinahe eingeschlafen waren, legte uns allen mordwinische Kleidungsstücke an, führte uns nach dem Hinterhof in den Heuschuppen, legte ein Kissen auf die Erde, hieß uns uns niederlegen und ver-

deckte uns mit einem Bauerschlitten, über den sie einen Pelz breitete. Aus Ermattung schlief ich so süß, daß mir nichts träumte.

Raum dämmerte der Tag, so weckte mich der Wirth auf und bat mich inständigst, sein Haus nicht ins Verderben zu stürzen und mich aus dem Dorfe davon zu machen solange die Leute noch schliefen. In kurzen Worten deutete er mir alle Gefahren unserer Lage an, sagte, daß man meine Mutter und Schwester zu Pugatschew geschleppt habe und daß sie gewiß jetzt nicht mehr auf der Welt seien. Der ehrliche Mensch weinte selbst mit, als er meine Thränen sah. Da ich die Absicht zu erkennen gab, mich nach unserem eigenen Dorfe durchzuschleichen, rieth er, ich solle, jede Begegnung unterwegs vermeidend, an den Fluß hinabgehen und an seinem Ufer hin den Ort zu erreichen suchen. Er geleitete uns hinter die Dorfmarke und nahm gerührten Abschied von mir, sagend, wir würden uns in Ewigkeit nicht wiedersehen.

Allein geblieben mit meinen kleinen Geschwistern, war ich eben so hülflos als hoffnungslos. Gott allein blieb unsere Stütze. Ich erstieg das steile Ufer des Flusses, warf mich beim Anblick der aufgehenden Tagesleuchte auf die Knie, betete zu Gott und hieß die Brüder desgleichen thun. Darauf glitten wir den Abhang hinab.

Die kleinen Steinchen auf dem sandigen Flußrande stachen unerträglich in die nackten Füße, welche blutig zerschrammt wurden; mein jüngster Bruder konnte nicht weiter, ich nahm ihn auf meine Schultern und hieß den anderen sich an meinem Hemde festhalten. So setzten wir den Weg fort, dem Rath des Mordwinen folgend, 8 Werst weit, bis wir an eine Brücke kamen, die wir überschritten und von da durch einen kleinen Waldweg auf den großen Weg hinaus kamen, immer noch ohne irgend einem Menschen zu begegnen. Endlich, als schon bekannte Dertex sich zeigten und kaum 10 Werst bis zum Hofe übrig waren, erblickte ich einen Menschen, der unter einem Strauche lag, sein angebundenes Pferd neben ihm. Den Kopf erhebend, fragte er, was wir für Leute wären. Ich erwiderte: „Adelige.“ „Halt! wohin?“ schrie er. Ich versuchte zu laufen, aber die Last auf den Schultern, die zerschlagenen, zerkrakten und geschwollenen nackten Füße, die Entkräftung in Folge des Hungers, alles das raubte mir die Möglichkeit durch die Flucht mich zu retten, und ich wurde von dem Kerl ergriffen, der mich am Hemdtragen zu seinem Karren schleppte und mir befohl, mich darauf zu strecken, mir auf qualvolle Art die Arme auf dem

Rücken knebelte, Ellenbogen gegen Ellenbogen, und die geknickten Füße mit den Händen zusammen.

Während er mich fesselte und ich unter unerträglichen Schmerzen ihn um Erbarmen anflehte, kam ein ihm bekannter Kerl gefahren, auf dessen Karren er meinen Bruder unterbrachte. Beim Anspannen seines Pferdes sagte er zu seinem Kameraden, daß sie, wenn sie uns in der Stadt bei dem Usurpator abliefern, für jeden von uns 10 Rbl. erhalten würden.

Am dem Wege nach der Stadt, nicht weit von der Stelle, wo ich ergriffen und gefesselt worden war, befand sich ein großes Dorf, dessen Acker viel adeliges Blut gedüngt hatte und dessen Insassen mehr als andere sich bei diesen Gräueln betheilig't hatten. Der große Mlatyr'sche Forst ist von vielen Ortschaften umgeben. Die Bauern wußten, daß die Edelleute der Umgegend, um dem Usurpator nicht in die Hände zu fallen, sich mit ihrer Habe in dem Walde versteckt hielten, und zogen bandenweise in den Wald, machten auf die Edelleute Jagd, theilten das geraubte Gut unter sich, die Personen aber lieferten sie dem Pugatschew aus. Unsere Seelenverkäufer, in dem Dorfe in der Nähe der Kirche Halt machend, begaben sich zu einem Volkshaufen, der sich auf dem freien Plage versammelt hatte. Während wir so allein gelassen waren, näherte sich eine alte Frau, die in dem Gemeindespital lebte, meinem Karren, und legte mir um Christi Willen ein geschältes Ei und ein Stück Brod hin mit den Worten: nimm nur! fragte mich dann nach meinem Namen, erklärte, sie kenne uns, meine Mutter und Schwestern hätte man den Abend vorher durchgeführt und unweit des Dorfes umgebracht. Als sie darauf sah, daß die Eigenthümer unserer Karren zurückkehrten, nahm sie von mir Abschied, mit dem tröstlichen Beifügen, man werde auf demselben Plage auch mich umbringen.

Zwei Werst hinter dem Dorfe sah ich durch die Ritze des Karrens am Wege hingeworfene Leichen ermordeter Edelleute. Voraussetzend, daß darunter auch die Leiber meiner Lieben wären, redete ich meinen Quäler an und fragte, wohin er mich führe. „In die Stadt, antwortete er, denn es ist befohlen, nur dort die Adeligen abzuthun.“ Ich bat ihn, mich loszubinden und zu erlauben, daß ich mir die Leichen meiner Mutter und Schwester heraussuche, um ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen. Er aber antwortete verächtlich: „wirst sie ja noch heute in jener Welt wiedersehen.“

Die Verzweiflung brachte mich zum Aeußersten, ich begann ihn zu schelten, ihm vorwerfend, daß er einen Menschen martere, der ihm nichts zu Leide gethan, den er für 10 Rbl. aus Messer liefere und ihn noch

dazu in seinen letzten Stunden des schmerzlichen Trostes beraube, die Ueberbleibsel seiner Angehörigen zum letzten Mal zu sehen; endlich, indem ich ihn mit dem Jorn Gottes schreckte, brachte ich es so weit, daß er etwas Mitleid verspürte: er band mir die Füße los, half mir mich umkehren und gestattete mir auf dem Karren zu sitzen.

Diese Nachsicht gereichte mir nur zu einer Mehrung meiner Pein: ich konnte jetzt die Leiber bekannter und verwandter Personen erkennen. Mir wurde so weh ums Herz, daß ich nicht länger zu leben wünschte. Meine Hände waren angeschwollen, ein Hemdknopf, der an einem Aermel haften geblieben war, drückte mich und machte mir Schmerzen. Ich bat den Kerl, ihn abzunehmen, beifügend: „er ist von Silber, kannst ihn brauchen.“ Er that mir den Willen und sich über den Knopf freudig sagte er: „na, bist ein guter Junge, bist mir doch nicht böse?“ Ich antwortete, daß, wenn sich wieder alles ändern und der alte Zustand hergestellt sein werde und ich bis dahin am Leben bleibe, ich ihm das Wort gebe, daß er nicht nur für sein Verfahren mit mir nicht bestraft werden solle, sondern ich mich bemühen wolle, ihm auch sonst etwas Gutes zu erweisen. Darauf antwortete er trotzig: „dummes Zeug, das wird nicht geschehen; eure Zeit ist vorüber!“ doch löste er mir bald nachher auch die Hände.

In der Stadt angelangt, lieferte er uns in die Canzellei des Wojewoden ab, wo man unseren Namen aufschrieb, ihn für jeden von uns 10 R. auszahlte, uns aus dem Karren nahm und in den Kerker führen ließ, der sich in der Nähe der Canzellei befand.

Mit Mühe schleppte ich mich, von einem Menschen unterstützt, die Treppe hinauf, und man kann sich mein frohes Erstaunen vorstellen, als ich meine Mutter und meine Schwestern erblickte, die nebst einer Menge Adeliger dort eingeschlossen waren. Ich stürzte mit Entzücken auf meine Mutter zu, aber sie, mir kühl die Hand reichend, fragte nur: „wo ist der Vater?“ Ich antwortete, daß ich es nicht wüßte. Darauf sprach sie im Laufe des ganzen Tages und der darauf folgenden Nacht mit Niemand ein Wort. Eine meiner Schwestern erzählte mir, daß der Mensch, den Papa aus dem Walde hinausgeschickt hatte, mit in dem Haufen der Bösewichter war, die uns überfielen, daß er betrunken war und die Mutter und sie mit einem Knüttel auf den Kopf geschlagen habe. Ihre blutigen Kleider bestätigten die Wahrheit ihrer Worte nur zu sehr. Die Räuber hatten alle Sachen aus den Fuhren genommen und unter sich vertheilt, dann sich abgeschickt, meine Mutter und meine Schwestern zu erschlagen; aber unsere Leute

hatten um Pardon für sie gebeten, bezeugend, daß sie eine gute Herrschaft gewesen; auch hatten sie ihnen bis über den Wald hinaus das Geleit gegeben, solange sie mit den Führern Schritt halten konnten, und während der ganzen Zeit den Meinigen Ergebenheit und Ehrerbietung bezeigt; sogar der Mensch, der uns verrathen und sich an ihnen thätlich vergriffen hatte, war still gewesen und hatte eine reinige Miene sehen lassen. In Folge dessen waren auch die Anderen artig mit ihnen umgegangen und hatten bei der Ablieferung an den vom Usurpator eingesetzten Bojewoden in der Stadt über die „mildernden Umstände“ Mittheilung gemacht. Mit Thränen erzählte meine Schwester, wie die Mutter schon seit zweimal 24 Stunden mit Niemand spreche und Zeichen der Geistesverwirrung blicken lasse.

Tages darauf kam eine Stubenmagd einer Cousine von uns, die bei dem Aufstande das Leben verloren hatte, in das Gefängniß, um Almosen zu vertheilen. Mama fragte sie, ob sie etwas über Papa wisse. „Man hat ihn gestern in eurem Dorfe aufgehängt,“ lautete die kühle Antwort. Als meine Mutter das gehört hatte, fiel sie in eine Ohnmacht und lag geraume Zeit empfindungslos da. Wir hielten sie für todt und umringten sie schluchzend. Ihr zu helfen verstanden wir nicht und hatten auch nicht die Mittel dazu. Wir hatten nicht einmal Wasser.

Nachdem meine Mutter aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich gekommen war, betete sie lange, auf den Knien liegend, zu Gott, darauf befragte sie die Stubenmagd um die näheren Umstände unseres Unglücks. Die Person erzählte, Papa sei am frühen Morgen an der Grenze seines Dorfes erschienen, wo er mit unsern Hofesleuten und einigen Bauern zusammengetroffen sei. Nachdem er ihnen gesagt, daß er drei Tage und drei Nächte nichts gegessen und seine Kleider im Walde abgeworfen habe, da er nicht mehr Kraft genug gehabt hätte, sie zu tragen, habe er sie um etwas Milch und Brod gebeten, was ihm sogleich gereicht worden sei. Als er dann erfahren, daß Mama und die Schwestern in die Stadt geschleppt worden seien, habe er gebeten, auch ihn dahin zu schaffen.

Die Leute, seinem Willen Folge leistend, hätten zwei Pferde vor einen Wagen gespannt, auf welchem er aus dem Dorfe gefahren sei; aber ein im Flusse Wäsche waschendes Weib habe einem Haufen Schurken, die auf der anderen Seite des Flusses vorbeiritten, zugerufen: „unser Herr ist hier.“ Diese Menschen seien sogleich hinübergeschwommen und als sie Papa im Dorfe nicht angetroffen, ihm nachgesetzt. Nachdem sie ihn einige Werst vom Dorfe ereilt, hätten sie ihn mit Gewalt zurückgebracht, alle unsere

Hofesleute und Dorfsinnsen zusammenberufen und ihnen angefündigt, wer wolle, könne ihn schlagen. Da alle sagten, sie wären mit ihrem Herrn zufrieden und um Schonung für ihn baten, hätten die Bösewichter befohlen, ihn nach der Stadt zu führen. Da aber habe derselbe Kerl, der auch gegen meine Mutter und Schwester den Stock erhoben hatte, Papa mit der Peitsche zu geißeln begonnen, worauf die Kosaken über ihn hergefallen wären, ihn aufgekniüpft und zugleich mit Flintenschüssen ihn in die Schulter und Seite verwundet hätten. Nachdem sie ihn in der Voraussetzung, er sei todt, herabgenommen, hätten sie ihn bei den Füßen an den Fluß geschleppt und dort im Schlamm liegen lassen. Aber es zeigte sich später, das er damals noch lebendig war, denn ihm ergebene Leute, die einige Tage nachher aus der Stadt hinausgekommen waren, um seinen Leichnam aufzusuchen, bezeugten, daß die Finger seiner rechten Hand zum Kreuzeszeichen zusammengelegt waren.

So war das Ende dieses Ehrenmannes, wie man ihn mit vollem Recht nennen durfte. Alle, die ihn kannten, bezeugen dies einstimmig und alle seine Thaten bestätigen es. Fest in seinen Grundsätzen, war er ein ebenso gerechter als freigebiger Herr.

Des folgenden Morgens, nach 9 Uhr, hörten wir den Lärm eines um die Kanzellei sich drängenden Volkshaufens. Da wir nicht streng bewacht wurden, konnte ich mich nach unten schleichen und vernahm, daß Alle schrieken: „der Wojewode kommt und theilt Schläge und Hiebe aus.“

Nämlich der Obristlieutenant Bjelokopytow, nicht lange vor dem Aufstand nach Mlatyr als Wojewode gekommen, hatte sich, als er bei der Annäherung des Usurpators eine gewaltige Bewegung im Volke wahrnahm, mit seiner widerstandsunfähigen Mannschaft von nur 6 Mann und mit der Cassé, ausgenommen die Kupfermünze, rechtzeitig in die Wälder gerettet. Jetzt glaubte er den Augenblick gekommen, seine gesetzmäßige Amtsgewalt wieder geltend zu machen.

Bald zeigten sich mit Blut bedeckte Flüchtige, und ihnen folgte nach der Wojewode Bjelokopytow, den entblößten Degen in der Faust, um ihn seine Garnison, 5 Mann stark, mit Flinten auf den Schultern. Die Thore öffneten sich vor ihm, er trat in die Kanzellei. Alles blickte fürchtam auf ihn und war bereit sich zu unterwerfen.

In der Gerichtsstube traf Bjelokopytow auf seinem Amtssessel den vom Usurpator zum Wojewoden ernannten Fähnrich von Invaliden-Commando, Serdeschew. Dieser hatte nicht Zeit gehabt zu flüchten und sich

daher dem Pugatschew unterworfen, welcher ihn als Wojewoden angestellt und ihm nur die eine Instruction ertheilt hatte, alle Adelfigen aufzuhängen. Serdeschew hatte bekannt gemacht, er verbiete die Edelleute auf dem Lande zu erschlagen, sie sollten zu diesem Zweck in die Stadt eingebracht werden. Er hatte, um den Erfolg dieser Anordnung zu sichern, einen Preis für den männlichen Kopf von 10 R., für jedes weibliche Individuum von 5 R. ausgesetzt. So hatte er viele vom Tode gerettet.

Jetzt begann ein Streit zwischen dem alten und dem neuen Wojewoden. Serdeschew sagte, er werde seinen Platz dem Bjelokopytow nicht abtreten, da durch sein Verdienst vielen Edelleuten das Leben erhalten worden sei. Bjelokopytow, ihm nicht antwortend, schrieb seinen Soldaten zu: „Greift ihn!“ Die Soldaten packten den Serdeschew ziemlich unmanierlich, zogen ihn von seinem Sitz herab und schleppten ihn ins Gefängniß. Darauf riß Bjelokopytow das Fenster auf, welches auf den Markt hinausging, wo viel Volk versammelt war, und schrie mit gebieterischer Stimme hinaus: alle früheren Beamten in Stadt und Vorstadt sollten sofort sich bei ihm einfinden, was auch unverweilt geschah. Er ging darnach auf die Treppe hinaus und kündigte Allen im Namen der Kaiserin an, daß er ihnen ihr Verbrechen verzeihe, jedoch mit der Bedingung, daß die Einwohner 300 berittene und bewaffnete Leute stellten, denen er je 1 Kopeken täglich Sold versprach und den Namen „Kopejschtschik!“*) ertheilte. Seiner Forderung wurde so schnell entsprochen, daß er binnen wenigen Stunden schon die ihm vorgestellte Mannschaft übersehen, ihre Namen aufschreiben und sie in Compagnien eintheilen konnte, zu deren Anführern er die mit ihm in den Wald entwichen gewesenen Soldaten ernannte. Da er erfuhr, daß eine Partie Rebellen in einem 18 Werst von der Stadt belegenen Edelhofe ein Saufgelage halte, beorderte er ein Commando dahin, welches sie gefangen einbrachte. Einige dieser Gefangenen wurden zu Tode gemartert, die anderen in ein Gefängniß geworfen. Auf die Angabe der letzteren über eine andere Partie, die sich in einem anderen Dorfe befand, schickte Bjelokopytow auch nach dieser ein Commando aus. Alles dies führte er im Laufe des ersten Tages seiner Restauration aus.

Ich war Augenzeuge aller dieser Ereignisse. Meine durch den Wechsel der Gewalten factisch wiedergewonnene Freiheit benutzend, trieb ich mich mit den übrigen Jungen umher, theils auf dem Marktplatz, theils in der

*) Kopekenmänner.

Canzellei. Ins Gefängniß zurückgekehrt, fand ich die Mutter und die Geschwister in großer Besorgniß wegen meiner langen Abwesenheit. Mit mir kam ein Schreiber, dessen Mutter, eine Popenfrau, in unserem Dorfe gelebt hatte. Er bot uns Quartier in seinem Hause an. Ein lahmer und hochbejahrter Registrator, der Schwiegervater des Schreibers, machte dasselbe Anerbieten, doch mit dem Beifügen, ich sollte den Wojewoden um die Erlaubniß dazu bitten, und nicht glaubend, daß das Gesuch abgeschlagen werden könne, ging er nach Hause, um für ein Abendessen für uns zu sorgen.

In die Gerichtsstube eingetreten, fand ich den Wojewoden mit der Feder in der Hand, beschäftigt etwas zu lesen. Ich trat an den Tisch, im bloßen Hemde, das meinen ganzen Anzug bildete. Nachdem ich abgewartet, bis sein Auge auf mich fiel, stellte ich mich als einen Edelmann der Provinz vor, der dem Tode wunderbar entgangen, und bat um die Vergünstigung, mit meiner Familie im Hause des Schreibers zu wohnen. Der Wojewode antwortete nichts auf mein Gesuch und sagte nur: „fort mit Dir, jetzt hat man keine Zeit für Dich!“ Ich ging aus der Gerichtsstube und theilte diesen Bescheid dem jungen Schreiber mit, der mich anwies, der neubestallten Schildwache zu sagen, der Wojewode habe befohlen, uns hinauszulassen. Diesen Rath führte ich mit gutem Erfolge aus und wir führten unsere Mutter am Arm aus dem Kerker hinaus. Die eingetretene Finsterniß beförderte unser Fortkommen und als wir in der Wohnung des Schreibers angekommen waren, empfing uns dessen ganze Familie mit Thränen und brachte uns nach dem Abendessen in einem reinlichen Gemach zu Bett.

Am folgenden Tage erweckte uns schon vor Sonnenaufgang eine starke Aufregung in der Stadt. Der Lärm, das Schreien, das Rennen in den Straßen versetzte alles in große Bangigkeit. Die Ursache offenbarte sich bald. Eine Sotnja*) eines Kosakenregiments war in die Stadt angesprengt gekommen, hatte mit furchtbarem Geschrei die Canzellei umstellt und gefragt, wem man gehorche. Die neuausgehobene Truppe, in der Meinung eine Partie Rebellen vor sich zu haben, hatte geantwortet, sie diene dem Usurpator. Der Commandant der Sotnja besetzte die Wachtposten und galopirte nach dem Hause des Wojewoden Bjelokopytow, der in der Angst sich im Garten versteckte, wo ihn Kosaken zwischen den Erb-

*) Abtheilung von 100 Mann

jenbeeten fanden. Vor dem Rittmeister, den er für Pugatschew selbst hielt, bekannte er sich als Diener des Usurpators, worauf er einige Ohrfeigen empfing, dann auf dem Markte in Gegenwart einer zahlreichen Volksmenge ausgepeitscht wurde. Ebenso wurde mit dem Gegen-Bojewoden Serdeschew verfahren und beide mit auf den Rücken gebundenen Händen auf Karren geworfen.

Mittlerweile drangen die Kosaken in die Häuser der Einwohner und plünderten. Unsere Birthin flehte mit bitteren Thränen um Schonung; aber die Kosaken nahmen alle Sachen, die sie fanden und fortzuschaffen konnten, ohne ein Wort zu erwiedern. Mitleid bemächtigte sich meiner; ohne ein Wort zu sprechen, machte ich mich in einem alten bunten Schlafrock und den Pantoffeln des Births nach dem Markte auf. Der Rittmeister sankte sich gerade mit dem abgeprügelten, gefesselt auf dem Karren liegenden Bojewoden. Ich trat zu ihm, stellte mich als einen durch den Aufstand ins Unglück gerathenen Edelmann vor, der mit seiner ganzen übrig gebliebenen Familie bei einem Schreiber Aufnahme gefunden, den die Kosaken seines Commando's jetzt ausgeplündert hätten. Der Rittmeister, ob schon betrunken, erbarmte sich meiner und befahl, alles Geraubte mir zurückzugeben. Sofort wurde eine Menge von Kleidungsstücken und andern Effecten vor mich hingelegt und auf meine Bitte den Kosaken befohlen, alles nach dem Hause zurückzutragen.

Ich gefiel dem betrunkenen Rittmeister, er küßte mich, theilte mir mit, daß er die Bojewoden habe abstrafen lassen, und fragte, ob sie mir nicht etwas zu Leide gethan, dann wolle er ihnen noch einige Hiebe zulegen. Darnach ließ er die Tages zuvor durch den Bjelokopytow eingefangenen Rebellen auf den Markt bringen, welche die Kosaken auf ihre Piken nahmen und dann erschossen. Nach Ausführung dieser letzten That sammelte er sein Commando und zog mit beiden Bojewoden zur Stadt hinaus, die ohne alle Obriegkeit gelassen wurde.

Zu Hause wurde ich mit Ehrenbezeugungen von dem Schreiber und seiner Frau empfangen; sie nannten mich ihren Wohlthäter, den Retter ihrer Habe und schenkten mir zur Belohnung meiner Heldenthaten den obenerwähnten Schlafrock und die Pantoffeln. Doch bald sollte ich den guten Leuten viel Unannehmlichkeiten zuziehen.

Am nämlichen Tage gegen Abend rückte ein Garnisonbataillon aus Simbirsk ein und bald nachher kehrte auch der Bojewode Bjelokopytow

zurück, den der Rittmeister um Verzeihung gebeten hatte, nachdem er, müdtern geworden, eingesehen hatte, daß er mit ihm unverständig verfahren war.

Der wiedergekehrte Wojewode schickte einige Soldaten nach einer Mühle hinaus, die einem reichen Kaufmann gehörte, um dessen Sachen nach der Stadt zu schaffen und es verbreitete sich die Kunde, daß er dafür vom Kaufmann 50 Rbl. empfangen habe. Ich war der Meinung, daß man eben so gut auch nach unserem Dorfe schicken könne, um unseren Leuten anzubefehlen, alles zu unserem Unterhalt Nothwendige zur Stadt zu bringen.

Am folgenden Morgen ging ich, ohne jemandem meine Absicht mitzutheilen, zu dem Wojewoden; ich fand ihn in der Canzellei und erklärte ihm mein Gesuch. Ohne dieses zu beantworten, ließ er mich hart an: „wie hast Du Dich unterstanden die Schildwache zu betrügen und Deine Mutter und Geschwister aus der Haft zu entführen?“ Ich antwortete gelassen, daß wenn er die Lage meiner Mutter gekannt hätte, er selbst Mitleid gehabt und befohlen haben würde, sie aus dem Kerker zu entlassen. „So sollst Du auch kein Commando zum Schicken nach Eurem Hofe haben“, sagte er finster. „Wohl deswegen, erwiderte ich, weil ich keine 50 Rbl. habe.“ „Ach Du Sarasan-Träger, Du junger Hund!“ schrie der Wojewode. „Ich bin, entgegnete ich, dazu geboren, einen bessern Rock zu tragen als Du, denn ich bin ein Edelmann und Du ein Soldatenkind.“ Da sprang er vom Stuhle auf, stampfte mit dem Fuß und schrie: „Ruthen her! ich werde Dich durchprügeln!“ Ich aber nahm die langen Zipfel des bunten Schlafrocks, den ich anhatte, zusammen und lief eilends davon, niemandem zu Hause etwas von meinem mißglückten Unternehmen sagend.

Der Wojewode, voll Bosheit gegen den 14jährigen Knaben, ließ den alten Schreiber kommen und befahl ihm uns sogleich aus dem Hause zu treiben. Aber unser guter Wirth erklärte dem Bjelokopytow, daß mein Vater sein Wohlthäter gewesen sei und er daher seinem Befehl durchaus nicht nachkommen könne. Der Wojewode zankte, gab seinen Befehlen durch Stockschläge auf dem Rücken des guten Schreibers allen möglichen Nachdruck, aber dieser hielt geduldig aus und ließ sich nicht bewegen. Man trug ihn auf den Armen nach Hause und mußte ihn zur Ader lassen.

Tages darauf ließ der Wojewode, als er erfuhr, daß unser Wirth sich krank gemeldet hatte und zu Hause geblieben war, ihn gewaltsam nach der Canzellei schleppen, in Ketten legen und in Haft nehmen, unter dem Vorwande, er habe öffentliche Gelder unterschlagen und fälschlich angegeben,

ste seien von den Rebellen geraubt worden; ließ auch seine Habe sequestriren und die strengste Haussuchung anstellen, bei der sich natürlich nichts fand, das seiner böswilligen Beschuldigung zur Bestätigung hätte dienen können.

Diese Vorfälle zerrissen mir das Herz; Reue und Mitgefühl quälte mich, die Vorwürfe unserer Wirthin, der Zorn meiner Mutter und ihre bitteren Thränen erinnerten mich jeden Augenblick an meine Verschuldung und das durch dieselbe herbeigeführte Elend der Leute, die ein Recht auf unsere Dankbarkeit hatten. Einmal warf ich mich auf dem Marktplatz dem Wojewoden zu Füßen und flehte um seine Vergebung. Er war aber so grob und boshaft, daß er nichts erwiderte und mich fast mit dem Fuße ins Gesicht gestoßen hätte. Dennoch wollte ich ihm bis in die Gauzellei nachgehen, aber die Schildwachen wiesen mich zurück.

Als ich zu Hause von meinem mißglückten Versuche erzählte, bekam es mir schlecht. Unsere Wirthin faßte einen Haß gegen mich und schalt mich ohne Unterlaß. Am selben Abende ward ihr Mann gepeitscht und ihm nochmals angejagt, uns aus dem Hause zu jagen, aber er hielt auch diese Prüfung aus.

Am folgenden Abende traf einer unserer Hofleute ein, welchen Papa nach unserem Drenburg'schen Landgut geschickt hatte, um zu erfahren, wie es dort stände, und um den fälligen Obrol einzusammeln. Auf dem Rückwege hatte er von dem Aufstande gehört, sofort den ihn begleitenden Menschen entlassen und zu Fuß in zerrissener Kleidung sich aufgemacht, uns aufzusuchen. Die Treue dieses Menschen und seine Freude über unser Wiedersehen war unseren verwaisten Herzen eine rechte Wonne, und das Geld, das er mitbrachte, überhob uns der Furcht vor drückendem Mangel. Er meinte, man bedürfe des Commandos vom Wojewoden nicht, und erbot sich, selbst nach unserem Dorfe zu gehen, um Leute und alles zu unserm Unterhalt Erforderliche herbeizuschaffen. Mama wollte ihn nicht lassen, fürchtend, auch er könnte uns Leben kommen; aber er ließ sich nicht halten und machte sich gleich in der Nacht auf den Weg.

Schon am folgenden Abende kamen 20 unserer Menschen und unter ihnen der Kerl, welcher unser Versteck verrathen, an meiner Mutter und Schwester sich thätlich vergriffen und vor allen bei der Ermordung meines Vaters sich theilhaftig hatte. Bei seinem Anblick entfegte sich meine Mutter und schrie: „um Gottes Willen, laßt ihn nicht zu mir!“ Ich befahl ihm, mit mir zu gehen und begab mich, zwei Menschen mitnehmend, nach der

Ganzellei, in welcher ich den Wojewoden nicht antraf. Ich rief den wachthabenden Sergeanten heraus und erklärte ihm das Verbrechen dieses Menschen, den ich seinen Händen überlieferte.

Aus allem dem entnahm der Wojewode, daß wir nicht mehr in bedrängter Lage waren, seine Gnade anrufen zu müssen, und als ich am folgenden Tage im Auftrage meiner Mutter als Ankläger des seiner Haft übergebenen Kerls vor ihn trat, sagte er zwar noch immer boshaft, doch höflicher zu mir: „veründigt euch nicht vor Gott, indem ihr den Gerechten zum Ungerechten macht.“ „Es hängt von Ihnen ab, ihn zu rechtfertigen,“ antwortete ich.

Am demselben Tage wurde unser Schneider beauftragt, aus dem Nonnengewand einer Tante, die Vorsteherin eines Klosters war, mir einen Kaftan und was sonst zum Anzug erforderlich zu verfertigen; auch für Fußbekleidung wurde durch unseren Schuster geforgt. Alles wurde schnell fertig und ich war nun nicht länger der Sarafan-Träger, wie mich Bjelokopytow genannt hatte, als er mich in dem bunten Schlafrock des Schreibers sah. Im neuen Anzug wuchs mir der Muth. Unser Wirth, aus seiner Haft entlassen, genas. Seine Frau, mit ihrer ganzen Familie unsere Borräthe mitgenießend, wurde wieder freundlicher. Mönche, Nonnen, die frommen alten Weiberchen der Stadt, da sie erfuhren, daß meine Mutter bei Gelde sei, suchten mehr als zuvor sich bei ihr einzuschmeicheln. Sie ordnete an, daß in allen Kirchen Messen für meinen Vater abgehalten wurden, verbrachte ihre ganze Zeit in Gebet und Thränen und vergaß über ihren klösterlichen Beschäftigungen unser ganz und gar. Ich konnte thun, was ich wollte.

Von Stunde zu Stunde kühner werdend, ließ ich bald keine Gelegenheit vorbei, dem Wojewoden bei Begegnungen mit ihm Grobheiten zu machen, wenn nicht mit dem Wort, doch mit der Miene. Dieser seinerseits setzte indirect seine Feindseligkeiten fort, indem er sich fortwährend alle Mühe gab, den standhaften Schreiber zu bewegen, uns vor die Thüre zu setzen. Den frechen Knaben, der um so manche seiner Uebergriffe wußte, glaubte er durchaus aus der Stadt entfernen zu müssen.

Gegen Ausgang des Herbstes erhielt der Wojewode den Befehl, Quartier für ein Infanterieregiment zu besorgen. Er wies dem Hause unseres Wirths zwei Officiere zu, während er viele Häuser ohne Einquartierung ließ, die viel geräumiger waren, als das unsrige, das nur zwei Stuben enthielt, in deren einer wir, in der anderen die ganze Familie des Wirths

zusammengedrängt war. Demnach war es für uns unmöglich, länger in dem Hause zu bleiben. Alles Suchen nach einer neuen Wohnung war vergeblich; kein noch so lockendes Angebot vermochte die Furcht der Einwohner vor dem Zorn des Wojewoden zu überwinden. Der Verdruß über diese Verlegenheit ergoß sich in Scheltworte und Schläge über mich. Fast jeden Tag mußte ich mich zum Wojewoden begeben, ihn um Quartier zu bitten; die Mutter selbst bequeme sich zu ihm, er aber blieb unerbittlich und wiederholte: „ihr könnt in eurem Dorfe leben.“ Dorthin konnten wir aber nicht, weil meine Mutter einen Widerwillen gegen den Ort empfand, übrigens auch der Aufenthalt daselbst noch immer nicht ohne Gefahr gewesen wäre.

So wurden wir zu dem Entschluß gedrängt, uns nach Pensa aufzumachen, über 200 Werst von Mlathr. Unsere Lage war eine schwierige, wir kannten die Gefahren, die uns auf dem Wege dahin drohten; es war aber nichts zu machen, und wir fuhren am Vorabend des Einmarsches aus, mit Bauerspferden in einfachen Kibitken. Der Schmutz, der strömende Regen, der den ganzen Tag über anhielt, die schlechten Pferde und Fuhrwerke, alles das war Ursache, daß wir, bis auf die Haut durchnäßt, kaum gegen Abend uns bis zu einem 20 Werst von der Stadt entfernten Dorfe geschleppt hatten, in welchem das Regiment sein Nachtlager genommen hatte. Einige Stunden mußten wir im Regen auf der Straße zubringen, bis wir mit genauer Noth ein Quartier fanden. Die Mutter durchweinte die ganze Nacht; sie verfiel in sein Fieber und war ernstlich krank.

Bei Tagesanbruch bereitete sich das Regiment zum Aufbruch und wir unsererseits desgleichen. Da faßte ich mir ein Herz, die Mutter mit der Bitte anzutreten, in die Stadt zurückzukehren, in der Hoffnung, daß der Regiments-Commandeur sich für uns verwenden werde; wo nicht, so schlug ich vor, sollte die Mutter mit den Schwestern und der weiblichen Dienerschaft sich im Kloster bei der Abtissin einquartieren, ich mit den Brüdern hier den Tag, dort die Nacht zubringen. Nach langer Ueberlegung und auf den Rath eines Menschen, der uns Theilnahme bezeugte, entschloß sich meine Mutter dazu. Im Gefolge des Regiments trafen wir auch in der Stadt ein und fanden auf dem Gehöfte unseres Wirths die Fuhren der Officiere, deren Leute sich schon in unserer früheren Stube einkramten. Unser guter Schreiber wies uns nicht zurück und bot uns an, in einer Stube mit ihm zu leben. Ich zog meinen schwarzen Kasten an und ging

zu dem Regimentscommandeur, dem Brigadier Pyl, bei welchem eben viele Officiere und auch der Wojewode Bzelofopytow waren. Ich trat vor den Brigadier und erklärte ihm, daß ich ein Edelmann sei, der seinen Vater verloren und alles mögliche Unglück erlitten und durch die Bosheit des Wojewoden kein Obdach für mich und alle die Meinigen habe. Ich erzählte die Ursache dieser Bosheit und verschwieg nicht, daß ich ihn ein Soldatenkind genannt. Der Brigadier war sichtlich sehr gerührt und sagte mit Thränen in den Augen zu dem erbleichenden Wojewoden gewandt: „Mensch, fürchtest Du Gott!“ rief den Quartiermeister und befahl, sofort unser Logis von der Einquartierung zu befreien. Als ich mich von ihm verabschiedete und ihm dankte, äußerte er den Wunsch, ich sollte ihn öfters besuchen, erlaubte mir, mit Bitten jeder Art mich an ihn zu wenden und versprach, in allem zu helfen.

Ich traf zu Hause zugleich mit dem Quartiermeister ein. Die Artigkeit dieses Officiers, die schlennige Ausführung der Befehle des Brigadiers und die Ueberzeugung, Schutz gegen den Wojewoden zu haben, gab uns allen neues Leben. Unser Wirth, ein großer Freund des Gläschens, hatte sich zur Unzeit betrunken und erwartete die unvermeidliche Strafe; aber der Wojewode prügelte ihn nicht nur nicht, wie er zu thun pflegte, sondern sparte selbst die Scheltworte. Das machte ihn so zuversichtlich, daß wir oft durch seine Betrunkenheit incommodirt wurden, für die er keine Strafe mehr fürchtete.

Mama befahl mir am folgenden Morgen zu dem Brigadier zu gehen und in ihrem Namen für die uns erwiesene Güte zu danken. Pyl nahm mich sehr gütig auf, fragte nach allen Einzelheiten unseres Unglücks und nach unseren häuslichen Umständen, behielt mich zu Tische, ließ mich neben sich sitzen, war mehr mit mir beschäftigt als mit dem Wojewoden, der wie es schien ihn sehr fürchtete, und machte mich mit den jüngern unter seinen Officieren bekannt. Seine Einladung, öfter sein Haus zu besuchen, war mir sehr angenehm.

Bald nachher traf in der Stadt der Graf Peter Iwanowitsch Panin mit unbeschränkter Vollmacht zur Regierung des Landes ein. Nachdem er von unseren Erlebnissen gehört hatte, befahl der Graf am zweiten Tage nach seiner Ankunft mir anzufagen, daß ich mich folgenden Tags um 6 Uhr Morgens bei ihm einfänden solle. Den ganzen Abend wurde bei uns darüber hin- und hergeredet, was diese Ladung bedeute und bezwecke; die frommen alten Weiberchen unterrichteten mich, jede auf ihre Art, was ich

zu thun und zu reden hätte; aber ich machte mir aus keiner von ihnen so viel, um auf ihren Rath zu achten.

Dem Befehl nachkommend, erschien ich um 6 Uhr und meldete mich im Vorzimmer bei einem Beamteten, der mich an die Thür des Cabinets geleitete, welches in dem Staatszimmer des Wojewodenhauses eingerichtet war. Auf einem großen Tische, der mit Papierhaufen ganz überdeckt war, brannten zwei Lichtstümpfchen, deren matter Schein kaum bis zu der Thür drang, durch welche ich eintrat. Der Graf saß am Tisch, mit Acten beschäftigt; ich sah, wie er die Papiere aufmerksam durchlas und seine Resolutionen auf ihnen anmerkte; endlich kehrte er sich zu mir und fragte: „bist du Mertwago?“ befohl mir an den Tisch zu kommen und sagte mit freundlichem Ton: „erzähle mir, mein Freund, alle deine Erlebnisse der Reihe nach.“ Ich erzählte ihm alles ausführlich, außer was die Verfolgung von Seiten des Bjelokopytow betraf; meine Mutter hatte mir streng untersagt, davon zu sprechen; übrigens hätte ich auch von selbst es unterlassen, da ich wußte, daß der Graf Tages zuvor vor vielen Anwesenden ihn nicht nur heruntergemacht, sondern mit dem Galgen bedroht hatte.

Während meiner Erzählung wurde der Graf ganz warm, weinte, küßte mich mit väterlicher Zärtlichkeit und sagte: „sprich, womit kann ich euer Unglück mildern und der Zerrüttung eures Hauses abhelfen?“ Ich erwiderte, das könne niemand als Gott, und daß wir nichts bedürften. Die Antwort gefiel ihm. Er umarmte und küßte mich wieder. Seine Thränen, die mein Antlitz neigten, waren ein Beweis des Mitleids, den er an unserm Leid nahm. Auf einen Actenhaufen weisend sagte er: „da sind die Acten über euren Menschen; er ist ein Bösewicht, was wollt ihr, daß mit ihm geschehe?“ Ich antwortete, daß seine Schuld nicht unserm Urtheile unterliege. Aber der Graf entgegnete: „ich habe Macht zu thun was ich will, also frage deine Mutter und gieb mir Antwort; er soll bestraft werden, wie ihr es verlangt.“ Ich erwiderte darauf, daß auch meine Mutter nichts sagen könne. Hierauf entließ er mich, nachdem er mich eingeladen zum Mittagessen wieder zu kommen.

Zu Mittag fand ich bei dem Grafen eine zahlreiche geladene Gesellschaft, darunter viele Beamtete, die nach Matyr gekommen waren, um sich dem Grafen vorzustellen, unter ihnen den Brigadier, unseren Wohlthäter, und den Wojewoden Bjelokopytow. Bei meinem Eintritt hörte ich, wie der Graf den Wojewoden wegen der Unordnungen in seiner Verwaltung schalt. Der Graf empfing mich sehr gnädig, hieß mich näher treten, küßte mich

und sagte, zum Brigadier gewendet: „seht da den Helden und das Haupt seiner Familie!“ Bei Tische mußte ich neben ihm sitzen, während an seiner andern Seite der Brigadier Pyl saß. Der Graf sagte diesem, er solle mich in sein Regiment einschreiben lassen. Pyl antwortete, daß er mir das längst angeboten habe, in der Absicht, mich bei einer bald eintretenden Vacanz als seinen Adjutanten anzunehmen; daß aber meine Mutter ohne Berathung mit meinem Großvater ihre Einwilligung dazu nicht ertheilen wolle. Dies wurde nun besprochen. Der Graf setzte auseinander, daß meine Mutter nicht wohl daran thue und befohl, da er sah, daß ich dazu schwieg, meiner Mutter das Gespräch mitzutheilen. Am folgenden Tage reiste der Graf ab. Ich besuchte seitdem den Brigadier häufiger; Dank seiner gütigen Behandlung und den Freundlichkeiten der Officiere brachte ich die Zeit angenehm hin; der mittlerweile eingetretene Winter brachte mich mit den Straßenjungen, meinen früheren Genossen, in deren Gesellschaft ich fast verwildert war, auseinander und meine Lebensweise ward eine gänzlich veränderte.

Die Gemeinden als Arbeitgeber.

Als Gegengewicht gegen die unbedingte und solidarische Verpflichtung der Gemeinden zur Steuerzahlung, als das selbstverständliche und überall anwendbare Mittel zur Erleichterung jener rigorosen Pflicht gilt in der russischen Gesetzgebung das entsprechende Recht der Verwendung der säumigen Zahler zur Arbeit. Es scheint daher natürlich, daß, wenigstens von Seiten der Administration, dies Verhältniß als ein sich annähernd ausgleichendes betrachtet und die Anforderungen an die Gemeinden in ihrer ganzen Ausdehnung unausgesetzt gestellt und realisiert werden, ohne Rücksicht darauf, ob in der That und in wie weit die vom Gesetze gegebene Berechtigung als praktischer und ausreichender Regulator jener Gesamtverpflichtung sich bethätige. Heißt es doch in den bezüglichen Vorschriften ausdrücklich, daß die böswillig säumigen Steuerzahler zu Arbeit und Erwerb angehalten werden sollen. Geschieht dies nun nicht oder nur in unzulänglichem Maße, so hat die Verwaltung eine gewisse Berechtigung zu der Annahme, daß die Gemeinde sich der vollen Ausübung des ihr vom Gesetze gebotenen Rechtes selbst begeben habe und ihr daher durch strenge Eintreibung der Steuern nicht zu nahe getreten werde, abgesehen von den wahrscheinlich häufigeren Fällen, wo nicht einmal eine solche Erwägung eintritt, sondern die eigene Pflicht nachsichtsloser Stenereintreibung einfach erfüllt wird, weil eben eine Rücksichtnahme, wie die erwähnte, nicht vorgeschrieben ist.

Ebenso unbedingt, wie die Pflicht der Steuerzahlung, ist wie bekannt die Verantwortlichkeit der Gemeinden für ihre Bettler und Landstreicher:

man schickt sie, wo sie angetroffen werden, an ihre Heimathgemeinden zurück, oft ohne ausgesprochenen Zweck, immer jedoch mit der stillschweigenden Voraussetzung, daß die Gemeinde ihr Recht wider dieselben geltend machen werde. Dies Recht umfaßt nun wiederum in erster Linie die Verwendung zur Arbeit; auch hier wird überall die Möglichkeit angenommen, daß die Gemeinde dies Aequivalent ihrer Verpflichtung unbehindert zur Geltung bringen könne, ja es wird die thatsächliche Ausführung dessen in die Hand der mit der Polizeigewalt bekleideten Gemeinde-Obrigkeit gelegt. Besonders aus dem letzteren Grunde darf es daher nicht Wunder nehmen, wenn auch hier die höhere Verwaltung sich auf eine Berücksichtigung des jeweiligen factischen Verhältnisses selten einläßt, sondern ihrerseits in der Regel die eigene Sicherung einfach in der Auserlegung der erwähnten unbedingten Verantwortlichkeit auf die Gemeinde und deren Vorstand sucht und findet.

Es muß dies vielmehr um so natürlicher und unbedenklicher erscheinen, als das Gesetz noch weiter geht, indem es die Folgen ausdrücklich angiebt, welche eintreten sollen, sobald die Verwendung des Schuldners oder Landstreichers zur Arbeit fruchtlos bleibt und zu keiner Milderung und Besserung der Lebensweise führt. Für den Fall des ersten Recidivs soll ein neuer Versuch gemacht, bleibt aber auch dieser und ein dritter fruchtlos, dann soll der Unverbesserliche dem Urtheil eines Gemeinde-Ausschusses übergeben und diesem überlassen werden, ihn „der Krone zur Disposition zu stellen“, eine Disposition, welche in der Regel — in der Verschickung nach den Colonien Sibiriens besteht.

Die Frage liegt hiernach nicht fern, wie es geschehen mag, daß bei klaren und präcisen Vorschriften, welche den Gemeinden, scheint es, das vollste discretionäre Verfügungsrecht über ihre gewissenlosen Steuerrestanten und Bagabunden geben, die Verwendung derselben zur Arbeit doch nur selten und in ungenügendem Maße eintritt, ja daß die Gemeinden in den allermeisten Fällen die vorausgesetzte Möglichkeit zur Realisirung ihres gesetzlichen Rechts in der That nicht besitzen, während, wie natürlich, von einer Verzichtleistung auf dieses Recht wohl nur höchst selten die Rede sein kann. An diese Frage knüpft sich nothwendig eine andere, nämlich, wie es habe geschehen können, daß die Gesetzgebung den Gemeinden das mehrerwähnte Recht gewährt, ihnen aber gleichzeitig die Mittel zur Realisirung desselben nicht gegeben hat?

Es scheint nun auf den ersten Blick allerdings, als nehme die Gesetzgebung keine Rücksicht auf die bedenklichen Folgen, die sich aus dem er-

wähnten Verhältniß entwickeln müssen und in der That entwickeln, als beruhige sie sich vollkommen bei dem Erlaß ihrer formellen Vorschriften und finde in den factischen Mißständen, die aus der mangelhaften Ausführung derselben entspringen, keine genügende Veranlassung zu abhülfslichen Maßnahmen. Und doch springt die Nothwendigkeit der letzteren in die Augen. Bei der Unzulänglichkeit oder gänzlichen Abwesenheit der Mittel, die Verwendung zur Arbeit und mit ihr die Nöthigung und Gewöhnung zur Ordnung und Regelung der Lebensart in anseichender und angemessener Weise thatsächlich zu verwirklichen, kann selbstredend auch das zu erstrebende Ziel nicht erreicht werden; die Zahl der Arbeitslosen und Verdienstlosen muß stetig zu nehmen; mit ihr muß die Steuerlast der „ordentlichen Leute“ in bedenklicher Progression wachsen; es muß aus dem Zuschuß an Bettlern und Landstreichern eine drückende Vermehrung der Ausgaben für Armenpflege, Transportkosten u. dgl. entstehen; es müssen, was das Wichtigste sein möchte, die Elemente der Unordnung und des Leichtsinns sich fortgehend steigern und vermehren. Freilich bleibt der Gemeinde am Ende immer noch ein letztes Mittel, die Abgabe der Unverbesserlichen an die Krone, oder, was in der Regel gleichbedeutend ist, die Verschickung derselben nach Sibirien. Allein dies Mittel soll, wie bemerkt, ein letztes, äußerstes, daher seltenes sein; es wird mithin unter den gegebenen Verhältnissen, wo der vorausgängige wiederholte Versuch der Nöthigung zur Arbeit fast überall nicht in nachdrücklicher und erfolgverbürgender Weise gemacht werden kann, in der Regel erst dann eintreten, wenn eine Reihe von Recidiven oder eine sehr bedeutende Summe von Rückständen vorliegt, wenn also einerseits der Gemeinde weit größere Uebel zugesügt worden sind, als dies bei organisirter Nöthigung zur Arbeit und Besserung der Fall gewesen sein würde, andererseits aber die Unmöglichkeit der Besserung immerhin praktisch noch nicht erprobt ist. Damit Letzteres in genügender Ausdehnung und Nachhaltigkeit geschehe, damit es den Gemeinden möglich werde, ihr Recht als Arbeitgeber auszuüben, steht es — das drängt sich Jedem auf — an wohleingerichteten öffentlichen Arbeitsanstalten, über deren Zwecke, Organisation und Verwaltung wir seit einer Reihe von Jahren in der Tagesliteratur Vorschlag auf Vorschlag zu lesen gewohnt sind.

Warum — wir wiederholen die obigen Fragen — existiren nun so gut wie gar keine Anstalten der erwähnten Art? Warum geschieht in dieser Beziehung nichts von Seiten der Gesetzgebung und Verwaltung?

Der Vorwurf, welcher in dieser letzteren Frage zu liegen scheint,

möchte sich bei näherer Betrachtung nicht aufrecht erhalten lassen. Schon in der Instruction für die Gesetzes-Commission vom Jahre 1770 stellte eine erleuchtete Herrscherin, eingedenk ihres Grundsatzes, daß „es ungleich besser sei den Verbrechen vorzubeugen, als sie zu bestrafen“, unter Andern als Competenzen der Polizei-Verwaltung auf: 1) „Landstreicher und Heimathlose“ und 2) „Bettler, welche den Gebrauch ihrer Hände und Füße haben, an die Arbeit zu stellen“ (§§. 557, 560). Die praktische Durchführung dieser Principien war der Gouvernements-Verordnung vom 7. November 1775 vorbehalten, wo es im §. 390 heißt: „In Betrachtt der Anordnung und Aufsicht der Arbeitshäuser für Leute beiderlei Geschlechts hat das Collegium allgemeiner Fürsorge streng und genau darauf zu achten, daß eine solche Einrichtung völlig der Absicht entspreche, in welcher es solche Häuser zu stiften verordnet wird, nämlich, daß arme Leute durch ihre Arbeit ihren Unterhalt verdienen können. — — Man nimmt auch in die Arbeitshäuser solche Leute auf, die keine andere Zuflucht haben und solche, die entweder auf einige Zeit oder auf immer von denjenigen Autoritäten, die in dem Gouvernement dazu befugt sind, dahin geschickt werden.“ Ferner heißt es in dem ergänzenden Ukas vom 20. April 1781 (Vollst. Gesetz-Samml. 15, 152) daß in das, nach § 390 der Gouvernements-Verordnung zu stiftende Arbeitshaus von der Ortspolizei „Bettler und Landstreicher, die arbeitsfähig sind“, geschickt werden sollen. Diese Bestimmungen sind in der Folge in alle drei Ausgaben des Swod der Reichsgesetze aufgenommen worden (s. die neueste Ausgabe von 1857 B. XIII., Verordnung über die Collegien der allgemeinen Fürsorge Art. 690 ff.) und haben noch gegenwärtig ihre volle Geltung und Anwendbarkeit; es kommen nur noch diejenigen hinzu, welche, späteren Ursprungs, sich auf das eingangsgedachte Recht der Gemeinden und ihrer Ausschüsse beziehen, säumige Steuerzahler und liederliche Personen zu Arbeiten zu verwenden, und welche in den bezüglichen Paragraphen des Provinzialrechtes, der Rekruten- und Bauern-Verordnungen, sowie der Verordnung über Prävention der Verbrechen enthalten sind. Das Provinzialrecht der Ostseegouvernements sagt in dieser Beziehung Folgendes (B. II., Art. 1502): „Auch können sie (die Bürgergemeinden) in Gemäßheit der in dem allgemeinen Reichsgesetzbuche enthaltenen Bestimmungen diejenigen von den Bürgern der Stadt, welche sich eine liederliche Aufführung zu Schulden kommen lassen, sowie auch diejenigen, welche ihrer Sorglosigkeit und ihres unordentlichen

Lebens wegen, nicht aber in Folge irgend eines Unglücksfalles außer Stand erscheinen, die Abgaben zu bezahlen, nach den in dem Reichsgesetzbuch enthaltenen Vorschriften zu Recruten abliefern und auf Anstellung verschieben oder auch zur Abarbeitung abgeben. Ebenso heißt es in der k. k. Agrar- und Bauern-Verordnung v. J. 1849 § 627 u. 631, daß das Gemeindegewalt die Individuen ohne festes Dienstverhältnis entweder von sich aus in Dienst zu verdingen oder ihnen in oder außerhalb der Gemeinde Lohn-Arbeit anzuweisen habe, wozu beispielsweise die Arbeiten bei Unternehmern öffentlicher Bauten, beim Chausseebau, Fabriken u. s. w. gerechnet werden.

Diese wenigen Ausführungen aus den bestehenden Vorschriften werden genügen, um darzuthun, daß von Seiten der Gesetzgebung weiteres als das Gegebene nicht sogleich beansprucht werden kann. Denn hat es die Staatsregierung bei der Erhebung der Steuern gesetzlich nicht mit dem einzelnen Bürger, sondern mit der steuerpflichtigen Corporation zu thun, ruht daher auf dieser die materielle Garantie für ihre Steuer-Resistanten, Erwerblosen, Bettler und Vagabunden, so folgt, daß alle Maßregeln, welche die Gewöhnung solcher Individuen an Arbeit und Erwerb, mithin, abgesehen von dem Besserungszwecke, die Wiederherstellung ihrer Zahlungsfähigkeit erzielen, vornehmlich das Gemeinde-Interesse angehen, daß also die Ergreifung der Initiative in dieser Beziehung in erster Reihe so Recht als Pflicht der Gemeinden und ihrer Vorstände ist, während der Staatsregierung nur die Aufgabe zufällt, die Erfüllung dieser Pflicht den Gemeinden möglich zu machen und zu erleichtern, nicht aber dieselbe allein und ganz auf sich zu nehmen.

Mit diesem Gesichtspunkte scheint aber auch eine richtige Beantwortung der beiden obigen Fragen gewonnen. Dieselbe würde nämlich wesentlich darauf zurückzuführen sein, daß die Gemeinden selbst sich ihrer Eigenschaft als verpflichteter Arbeitgeber überall noch nicht recht bewußt geworden sind, vielmehr diese Eigenschaft bisher vor allem der Staatsregierung zugeschrieben haben. Besondere concurrirende Verhältnisse dürften übrigens dazu beigetragen haben, es bei den Gemeinden zu einer klaren Erkenntnis in der angedeuteten Beziehung nicht kommen zu lassen, wozu zum Theil die vorgeschriebenen hohen Steuer-Cautionen, die Benützung zufälliger Gelegenheiten zur Arbeit (wie sich solche z. B. in den cit. §§ der A. und B. angegeben finden), dann aber auch Indolenz und Gewohnheits-Cultus

zu rechnen wären. Allein daß hier Palliative und Zufälligkeiten nicht ausreichen, daß das Bedürfniß ständiger und planmäßig organisirter Arbeitsanstalten sich praktisch immer mehr zu einer brennenden Frage gestaltet, zeigen nicht allein die oben angedeuteten, tief eingreifenden und von intelligenten Gemeinde-Vorständen in ihrer Gefährlichkeit längst gewürdigten Mißstände, sondern auch die unansgesezt an die Oeffentlichkeit gelangenden bezüglichen Organisationsvorschläge, endlich die in dieser Beziehung der localen Administration von Seiten der Reichsgesetzgebung zur Richtschnur gegebenen älteren und neueren Vorschriften. Was namentlich die letzteren betrifft, so bestimmt schon die Gouvernements-Verordnung vom J. 1775, daß zu den Verpflichtungen der neu errichteten Collegien allgemeiner Fürsorge die Stiftung von „Arbeitshäusern für arme Leute“ gehören solle, allein sie stellte (§ 380) diese Verpflichtung fast ans äußerste Ende der jenem Collegio zugewiesenen verschiedenen Competenzen. Es mochten daher andere, dringendere Gegenstände um so mehr in den Vordergrund treten, als einerseits mit Entwicklung der Strafgesetzgebung die lediglich dem Staate als dem Vollzieher der Strafen zufallende Einrichtung von Zuchthäusern unabweisbar wurde, andererseits aber schon dieselbe Gouvernements-Verordnung voraussetzte (§ 392) daß auch die Gemeinden selbstständig mit der Gründung von Arbeitsanstalten vorgehen würden. Die gleiche Voraussetzung findet sich auch in der neueren Gesetzgebung mehrfach ausgesprochen und ordnet namentlich die Instruction für die Civil-Gouverneure vom 3. Juli 1837, §§ 185—87 unter Andern an, daß die Gouverneure, auf Grundlage der Vorstellungen der örtlichen Obergkeiten, ihre Vorschläge über neu zu errichtende wohlthätige Anstalten und unter diesen namentlich auch „über die von Gemeinden zu gründenden Arbeitsanstalten für Mittellose“ dem Ministerium des Innern zur Genehmigung einzureichen haben.

Man sieht, die Administration und Gesetzgebung entzieht sich ihrer Mitwirkung keineswegs; nur hat sie die Initiative bisher den Gemeinden überlassen und den Weg angegeben, den die letzteren einzuschlagen, sowie die Autorität bezeichnet, an welche sie sich zu wenden haben. Somit würden, bei richtiger Erkenntniß dieser Verhältnisse von Seiten der Gemeinden, die Schwierigkeiten allein zu beseitigen übrig bleiben, welche zum Theil in dem geringen Umfang und der Unzulänglichkeit der Mittel der meisten unserer Gemeinden, dann aber auch in der Neuheit der Sache liegen.

Diese Schwierigkeiten sind nun ohne Zweifel nur secundärer Natur

und könnten mit Hilfe der Vereinigung, der Zuangriffnahme der Sache durch verfassungsmäßige Gemeinde-Complexe, wie Kirchspiele und Kreise, unschwer überwunden werden, sind überdies in den größeren Städten kaum vorhanden, während zur Information und Erleichterung für die Stifter und die prüfenden Autoritäten die Statuten schon bestehender, zu gleichen Zwecken eingerichteter Arbeits-Anstalten mit Nutzen verglichen, beziehungsweise adoptirt werden könnten*).

Vorläufig dürfte es indessen immerhin besonders darauf ankommen, in den Gemeinden und ihren Vorständen das Bewußtsein zu wecken und zu kräftigen, daß sie gesetzlich verpflichtete Arbeitgeber sind und daß, abgesehen von dem moralischen Besserungszweck, ihr eigenes Wohl und Interesse es erfordert, die Arbeiten, die sie anweisen sollen, zu organisiren, daß endlich das gesetzliche Mittel hierzu vornehmlich in der Gründung von Arbeitshäusern gegeben ist.

*) Hieher gehört insbesondere das Statut des Moskauer Comités der Fürsorge für Bettler vom 5. Sept. 1838 (vollst. Ges. Samml. Nr. 11,514) und das Verwaltungs-Reglement des dortigen Arbeitshauses.

Die Maßregeln gegen die Kinderpest im Königreich Polen.

Unser Jahrhundert hat das Eigenthümliche, daß es den Forschergeist in hohem Grade erweckt, daß der Mensch mit besonnenen und tausendsach geschärften Blicken die Dinge um sich her betrachtet und so von Tag zu Tag in aller Stille die wichtigsten und folgenreichsten Entdeckungen in Bezug auf ihre Zusammensetzung, ihre Eigenschaften und die Resultate ihres Aufeinanderwirkens macht, von denen sich frühere Zeiten nichts träumen ließen. Daher der großartige Aufschwung in den Naturwissenschaften, welcher nicht ohne Einfluß auf die übrigen Wissenschaften bleiben kann und Veränderungen in ihren gegenseitigen Beziehungen hervorrufen muß, die nur zu oft Veranlassung zu einer unrichtigen Auffassung der gegenwärtigen Zeitrichtung geben und derselben wohl gar als einer rein materialistischen das Verdammungsurtheil sprechen lassen.

Und doch hat es im Gegentheil nimmer eine spiritualistischere Zeit gegeben und es ist auf Erden niemals so viel gedacht worden als heute, aus dem einfachen Grunde: weil so viel Denkstoff vorhanden ist, von dem unsere Väter und Vorväter keine Ahnung hatten. Der Beweis wäre leicht zu führen; ein jedes beliebige Compendium kann ihn liefern. So ist z. B. über die Zelle, den ersten Entwicklungsanfang des pflanzlichen und thierischen Körpers, schon mehr gedacht und geschrieben, als früher über den ganzen Organismus!

Und so könnten wir aus jedem Bereiche des menschlichen Wissens Belege dafür herbeiholen, daß unsere Zeit sich die riesige Aufgabe gestellt hat, Alles, was bisher noch auf Routine, Empirie und Schlendrian basirt war, zu durchgeistigen und einer rationellen Behandlung zu unterwerfen, d. h. ihm die wissenschaftlichen Grundlagen zu geben, die allein sein künftiges, wahres Fortschreiten ermöglichen und bedingen können.

Dieses eifrige Streben nun kommt auch einigen Fächern, die, wenn gleich wichtig genug für den Staatshaushalt der civilisirten Völker, doch bisher zu keiner rechten Entwicklung und Anerkennung gelangen konnten, zu Statten, und unter ihnen erhebt namentlich auch die Veterinairmedizin ihr Haupt. Sie war bisher in manchen Staaten von ihrer älteren und angeseheneren Schwester, der Medicin, bevormundet und beherrscht; weil man sich nun einmal von ihrer Nothwendigkeit und Nützlichkeit überzeugt hatte, so mußte sie allerdings einigermaßen berücksichtigt werden, nährte sich indessen oft kümmerlich von den Brosamen, die von der Reichen Tische fielen. Nur zu lange glaubte Jeder, der es oberflächlich kannte, das Recht zu haben, modelnd und umgestaltend in das Veterinairwesen einzugreifen, wenn er die Macht dazu besaß. So wurde es nie in die richtige Bahn gelenkt und von einem stetigen, freudigen Fortschreiten konnte nicht die Rede sein. Auch gegenwärtig, wo es bei uns in dieser Beziehung besser zu werden anfängt, begreifen Viele noch nicht, warum der Staat die Lehranstalten zur Ausbildung von Veterinairen so freigebig ausstattet, indem sie von der Existenz einer wissenschaftlichen Veterinairmedizin keine Idee haben.

Dennoch sängt diese an, wiewohl von der dauernden Unterdrückung eingeschüchtert, langsamen Schrittes sich ihr Terrain zu erobern und durch exacte Forschungen sich immer mehr und mehr in den Reihen der angewandten Naturwissenschaften geltend zu machen. Um so mehr muß es ihre Vertreter schmerzen, wenn man sie ungeachtet dieses unermüdlichen Strebens, nach wie vor geringschätzend behandelt und die wichtigsten praktischen Fragen, deren Entscheidung nur ihr allein zusteht, ohne ihr Zuthun und in einer Weise erledigt, der sie ihre Zustimmung unmöglich geben könnte.

Daß solches geschieht, kann der nachstehende Aufsatz bewahrheiten. Er wird auch für die baltischen Provinzen von Interesse sein, da namentlich in Kurland nicht selten die Kinderpest über die polnische Gränze eingeschleppt wird.

Die Annalen der Veterinairmedizin haben eines der für sie merkwürdigsten Ereignisse des Jahrhunderts zu verzeichnen. Während man in Deutschland gegen den „Stock- und Galgencontagionismus“*) zu Felde zog und die Leute zu der Meinung bekehren wollte, daß die Rinderpest als eine dem Menschentypphus analoge Krankheit unter gegebenen Umständen sich überall selbst entwickeln könne; während es in Rußland noch sehr viele Anhänger dieser Meinung giebt und die Gegner derselben darauf dringen: sie müsse an der Quelle, in den Steppenländern, bekämpft und ausgerottet werden; sperrt man sich in Preußen hermetisch gegen das von der Seuche verheerte Polen ab und schont selbst Menschenleben nicht, um diese Absperrung in ihrer ganzen Strenge aufrecht zu erhalten. Und in dem letztgenannten Königreiche sucht man, um den mit der Sperre verbundenen Unbequemlichkeiten und Benachtheiligungen zu entgehen, den gordischen Knoten zu durchhauen; man opfert gegen eine halbe Million Silberrubel und läßt über 16,000 gesunde und seuchenfranke Rinder niederschlagen!

Zwar hörten wir schon früher von dieser Maßregel, und hieß es, daß die Vergütungen für das erschlagene Vieh sich viel höher und nahezu auf 1 Million Silberrubel erstreckten. Nicht eingeweiht in die näheren Details der Sache durften wir uns jedoch kein Urtheil darüber anmaßen; seit aber in Gurlt's und Hertwig's „Magazin für die gesammte Thierheilkunde“ (Jahrgang 23, Heft 2, S. 666 u. ff.) von dem preussischen Kreis-thierarzt Müller ein Aufsatz darüber erschienen, die Sache also vor das Forum der Oeffentlichkeit gezogen ist, steht sowohl uns, wie jedem andern Fachgenossen das Recht zu, seine Meinung über das „Experiment“ — dem anders darf es wohl füglich nicht bezeichnet werden — zu äußern.

Wir schrieben daher die nachstehenden Erörterungen auch sofort nach Lesung des Müllerschen Aufsatzes nieder, hofften indessen, daß sich Stimmen aus dem Lande selbst, worin die Maßregel executirt wurde, über den Werth derselben vernehmen lassen würden. Vielleicht ist dies auch in der uns unzugänglichen polnischen Sprache geschehen; in andern Sprachen ist uns nichts darüber bekannt geworden und so halten wir es für gerechtfertigt, auch jetzt noch unsere vor bereits mehr als 2 Jahren niedergeschriebene Meinung mitzutheilen und möglicherweise dadurch eine vielseitigere Besprechung des hochwichtigen Gegenstandes anzuregen.

*) S. Die Reform der Lehre von den Contagionen, Epidemien und Epizootien, von Dr. C. F. Niede. Quedlinburg 1854.

Wenn wir es versuchen, die im Königreiche Polen neuerdings gegen die Kinderpest ergriffenen Maßregeln einer Prüfung zu unterwerfen, so kann dies nicht geschehen, ohne einen kurzen Rückblick in die Geschichte der Seuche zu thun und die Motive hervorzuheben, welche dazu führten, sie in gewissen Fällen durch das Tödten der franken und anscheinend noch gesunden, aber schon verdächtigen Thiere zu bekämpfen.

Manchem wird es bekannt sein, daß erst seit dem Jahre 1711 wissenschaftlich gebildete Männer ihre Aufmerksamkeit dieser verderblichen Seuche zugewandt haben. Sehr lange aber währte es noch, bevor man sich über die richtigen und wirksamsten Maßregeln zu ihrer Tilgung in den verschiedenen Ländern, welche von ihr zu leiden hatten, einigen konnte. Ja, in denjenigen Ländern, wo das Studium der Seuche hätte beginnen müssen, weil sie es sind, aus denen sie, selbst nach jahrelangen Pausen, immer wieder neu hervorbrach, in den Steppengebieten des südlichen Rußlands, kennt man sie in wissenschaftlicher Beziehung erst seit 1853, wo die Impfsversuche ihren Anfang nahmen, etwas näher.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die Kinderpest noch oft mit andern Seuchen verwechselt, was in Rußland und Polen bei dem Mangel an rationellen Veterinären auch heute noch vielfältig geschieht. Man brauchte — und braucht in den genannten Ländern noch gegenwärtig — nicht selten die abergläubigsten Mittel dagegen. Wo sie sich weit verbreitet hatte, Jahre lang grassirte und großartige Einbußen veranlaßte, da hielt man sie wohl für eine von Gott gesandte Geißel für die Sünden des Volkes und die dänische Regierung u. a. ordnete öffentliche Buß- und Betstage an, um das Strafgericht abzuwenden. Später, als sich durch die öftere Beobachtung der Krankheit auch die Kenntniß derselben erweiterte, hoffte man durch ihrer Natur entsprechende Heilmittel dem Uebel zu steuern und viele derselben, z. B. die eisenhaltige Salzsäure standen lange Zeit in großem Rufe, bis die Zeit auch ihre Trüglichkeit documentirte. Auch die Impfung ward außerhalb der Steppenländer mit größerem oder geringerem Glücke in Anwendung gebracht, um den Verlust zu mindern, bis man für jene Länder in dem Erschlagen der franken und verdächtigen Kinder und der Absperrung gegen das Einschleppen der Seuche sicherere Mittel fand.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts machte sich nämlich die Ansicht mehr geltend: daß die Kinderpest eine dem ganzen Europa fremdartige Seuche sei und daher überall durch streng ausgeführte polizeiliche

Maßregeln abgehalten oder, wenn sie schon eingebrochen wäre, wieder gestilgt werden könne.

Erst später gelangte man zu der Ueberzeugung, daß sie sich auch in den Steppenländern Europas von selbst erzeugen könne, und daher die Schutzmaßregeln vorzugsweise gegen diese und das wandernde Rindvieh derselben gerichtet sein mußten. Nun erließen auch die Regierungen außerhalb Rußlands Verordnungen, die gegen das Verschleppen der Krankheit aus den Steppen, durch Quarantainen für das Vieh derselben, welches die Gränze überschritt, zeitweiliges gänzlichcs Einfuhrverbot desselben und der als Träger für den Ansteckungsstoff geltenden Gegenstände wirken sollten. Solange diesen Verordnungen, namentlich in Friedenszeiten, pünktlich nachgelebt wurde, sahen sich auch alle Länder, die mit den Steppen nicht gränzten, von der Geißel der Rinderpest befreit, und nur Kriegszustände, welche die Kraft der Gesetze lähmten, ließen sie wieder erscheinen. Sobald aber der Frieden wiederkehrte, nahm man sich dann auch des Ausrottungswerkes der Seuche mit der größten Energie an, ließ alle erkrankten und verdächtigen Rinder tödten und sorgte durch die strengste Gränzbewachung dafür, daß sie nicht wieder aufs neue eingeschleppt wurde.

In den Gränzländern der Steppen war aber auch in Friedenszeiten das Einschleppen der Rinderpest nicht immer zu verhüten und die erwähnten strengen Maßregeln mußten wiederholt executirt werden, um den eingedrungenen Feind nicht weiter kommen zu lassen.

Damit sind wir nun auf den Standpunkt gelangt, von welchem aus die Beurtheilung der jüngst in Polen ergriffenen Maßregel unternommen werden kann, wobei wir die Abhandlung von Müller zu Grunde legen wollen.

Müller rechnet mit Recht das Königreich Polen zu den Ländern, in welchen die Rinderpest nicht heimisch ist und wohin sie immer durch das Steppenvieh eingeschleppt wird, unter günstigeren oder ungünstigeren Umständen sich mehr oder weniger verbreitend. In dem von ihm gegebenen Abrisse der neuern Geschichte der Rinderpest in Polen führt er ganz besonders die vielen Hin- und Herzüge der Truppen als Ursache dessen an, daß sie in den letztern Jahren eine so außerordentliche Verbreitung erlangt hat, zu einer schrecklichen Calamität für das Land geworden und auch, trotz der Maßregeln an der Gränze, wiederholt auf preussisches Gebiet übergetreten ist, so daß hier endlich permanente, absolute Grenzperre angeordnet werden mußte, die indessen seiner Beschreibung nach weit hinter den Anforderungen, welche die Veterinärpolizei an eine solche

zu stellen hat, zurückgeblieben ist, obgleich sie mehreren Menschen das Leben gekostet hat. Der Schmuggelhandel wird als ganz besonderes Moment hervorgehoben, wodurch die Sperre jezuweilen ihren Zweck verfehlen mußte. Obgleich er zugesteht, daß die in dem Königreiche Polen gültigen Verordnungen gegen die Kinderpest zweckmäßig sind und den in Preußen geltenden an Strenge fast nichts nachgeben, so entwirft er doch das düsterste Bild von der Ausführung derselben. Unwissenheit, Aberglauben bei dem gemeinen Mann, Apathie der Gebildeteren und Vornehmen, die sich an das Herrschen der Seuche als an ein nothwendiges Uebel schon gewöhnt haben, Unkenntniß, Ungeschicklichkeit, Gewissenlosigkeit und Bestechlichkeit derjenigen, welche die Verordnungen zu executiren hatten, bewirkten, daß diese so gut wie gar nicht gegeben waren und die Seuche immer mehr und mehr um sich griff.

Da traten denn die neuen Bestimmungen ins Leben, deren Grundzüge im Wesentlichen folgende sind:

In jedem Kreise wird von den Gutsbesitzern eine nach der Größe des Kreises und der von der Kinderpest drohenden Gefahr verschiedene Zahl von Comitèmitgliedern und eine gleiche Anzahl von Stellvertretern derselben gewählt, welche in Gemeinschaft mit dem Kreisvorstande den Kreiscomitè zur Tilgung der Kinderpest bilden. Jeder Kreis wird in so viel Bezirke eingetheilt, als Comitèmitglieder vorhanden sind, von denen jedes einem besondern Comitè vorsteht. So wie ein verdächtiger Krankheitsfall unter dem Rindvieh sich zeigt, wird dieses, bei Vermeidung schwerer und auch in solchen Fälle wirklich ausgeführter Strafen, dem betreffenden Comitèmitgliede des Bezirks angezeigt, welches sich sogleich mit dem benachbarten Comitèmitgliede, unter Zuziehung eines Polizeibeamten als Stellvertreter des Kreisvorstandes (gewöhnlich des Bürgermeisters der nächsten kleinen Stadt), des Polizeiverwalters (Woyt) der betreffenden Gemeinde und eines Sachverständigen (Thierarztes oder Arztes) an Ort und Stelle begiebt und die Krankheit constatirt. Ist wirklich Kinderpest vorhanden, so wird sogleich das sämmtliche Rindvieh der Ortschaft, gleichviel ob krank oder noch gesund, getödtet und mindestens sechs Fuß tief vergraben, nachdem zuvor die Haut auf den Thieren zerschnitten und der ganze Cadaver mit Aexten in eine unförmliche Masse verwandelt ist.

Nun folgen noch Maßregeln, die gegen das Wiederaufgraben der Cadaver gerichtet und zum Theil sehr originell sind, z. B. das Bepflastern der Begräbnißstellen mit musivisch geordneten Steinchen zc. Selbst Aexte,

278 Die Maßregeln gegen die Rinderpest im Königreich Polen.

Messer und Stricke, die bei der Tödtung gebraucht sind, werden mit vergraben.

Das getödtete Vieh wird mit einem Pauschquantum von 30 — 35 Rubel Silber für den Ochsen, 20 — 25 Rubel für die Kuh, 10 — 15 Rubel für ein Stück Jungvieh bezahlt, gleichviel ob es schon krank oder noch gesund ist. Die Bezahlung erfolgt sofort nach dem Erschlagen der Thiere.

Bis zum 22. November 1856 (wann die Maßregel ins Leben getreten, ist nicht gesagt) sind in den von der Rinderpest inficirten Ortschaften getödtet und bezahlt worden:

4401 Ochsen mit	145,782 Rubel 5 Kopeken Silber.
9418 Kühe mit	221,268 " 35 " "
2653 Stück Jungvieh	34,422 " 20 " "

Summa 16,472 Rinder, bezahlt mit 401,472 Rubel 60 Kopeken.

Kosten der Tödtung 4224 " 66½ "

Diäten für zugezogene Aerzte und

Thierärzte 1611 " 60 "

407,308 " 86½ Kopeken.

Dazu kommen noch 4213 Rinder, die vor der Untersuchung durch die Commission crepirt und daher nicht vergütet sind, sowie 434 Kälber, die nicht bezahlt wurden. In den letzten 6—7 Monaten (1856) gingen also 21,119 Stück Vieh verloren und die Rinderpest soll damit gänzlich getilgt sein.

Herr Müller spricht die Ueberzeugung aus: daß dies Verfahren für Polen ein ganz passendes und Preußen jetzt gegen die Einschleppung der Rinderpest gesichert ist.

Beide diese Voraussetzungen können indessen vor der wissenschaftlichen Kritik nicht bestehen.

Polen gränzt unmittelbar an die Steppenländer, bedarf des Steppenviehes und kann daher durch dieses jeden Augenblick die Seuche wieder zugeführt bekommen. Es ist aber eine sichere Erfahrung: daß ohne Schutz vor dem Wiedereinbringen der Rinderpest die Keule nur die Kranken, nicht aber die Krankheit todtschlägt. Solange also nicht erwiesen werden kann, daß die polnische Gränze gegen die Steppen sorgfältig gesichert und abgesperrt ist, bleibt auch der Erfolg des Niederschlagens problematisch.

Nun hat zwar das Königreich in der Zwischenzeit eine neue, sehr strenge Verordnung gegen die Rinderpest erhalten, die auch Quarantainen

für das aus den Steppen eintretende Hornvieh vorschreibt, und zwar eine kürzere von nur 4 Tagen für Schlachtvieh, das den großen Städten unumgänglich nothwendig ist und daher in seinem Marsche nicht lange aufgehalten werden darf, und dann eine längere nach dem Muster der preussischen, von 21 Tagen. Wird nicht durch diese Verordnung ein zuverlässiger Schutz gegen neue Ausbrüche der Kinderpest in Polen gewährt? Wir antworten: nein! Denn:

1) ist es schon erwiesen, daß Steppenvieh in so leichtem Grade von der Krankheit befallen sein kann, daß selbst der sachkundige Beobachter sie überseht. Dadurch wird also der Nutzen der Quarantainen überhaupt in Frage gestellt und hat auch die Erfahrung gelehrt, wie das oben von Preußen gesagt wurde, daß sie zuweilen das Uebertreten der Kinderpest nicht zu verhindern vermögen und trotz ihrer doch noch ein gänzlichcs Einfuhrverbot für Hornvieh und giftfangende Sachen verhängt werden muß.

2) Die 21tägige Frist für die Quarantaine ist hauptsächlich deswegen anberaunt, weil man dadurch dem zu begegnen hoffte, daß in Heerden, die gesund und unangesteckt die Gränzen der Steppen überschritten, bei einzelnen Häuptern, die eine besondere Anlage zur Selbstentwicklung der Krankheit hätten, diese noch in der Quarantaine und nicht später weiter im Lande auf dem Marsche zum Ausbruch käme.

Selbst der Laie sieht ein wie trügerisch diese Hoffnung ist!

Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese 21tägige Quarantaine fast wie eine Prohibitivmaßregel wirkt und dem Schmuggel Thür und Thor öffnet.

3) Eine 4tägige Quarantaine giebt gar keine Garantie, indem die Thiere, welche etwa erst am 6., 7., 8. Tage nach ihrem Eintritt in die Quarantaine sichtbar erkranken, am 4. dieselbe anscheinend gesund verlassen können. Endlich

4) läßt es sich gewiß nicht annehmen, daß wie mit einem Zauber- schlage alle Uebelstände, alle Mißbräuche, die Müller als so schreiend in Polen hervortretend bezeichnet, durch die neuen Maßregeln verschwunden sein sollten, selbst wenn sich auch die Edelleute in ihrem eignen Interesse an der Abstellung theilnehmen.

Sind sie aber nicht gänzlich beseitigt, so ist auch weder Polen noch Preußen gesichert und die Seuche kann durch Schmuggler zc. nicht nur in Polen eingeführt, sondern auch wieder bis zur preussischen Gränze verschleppt werden.

Es wird Jeder freilich zugestehen müssen: daß das in Polen neuer-

dings beobachtete Verfahren summarisch und bequem ist; denn was wäre leichter, als nach Constatirung der Rinderpest alles Rindvieh eines Ortes zu tödten und zu vergraben? So viel ist aber auch gewiß, daß selbst dann, wenn die größte Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit bei der Ausführung der Maßregel voranzusetzen wäre, diese doch schon aus dem Grunde keinen bleibenden Bestand haben könnte, weil sie dem Lande viel zu theuer zu stehen kommt. Nach zuverlässigen Nachrichten hat sich 1857 die Auflage zur Ausbringung der Vergütungssumme auf 45 Copelen pr. Kopf von dem gehaltenen Hornvieh erstreckt!

Die allerstrengsten Verordnungen gegen die Rinderpest schrieben bisher nur in sehr seltenen Ausnahmefällen die Tödtung des Viehbestandes einer ganzen Ortschaft vor.

E. Viborg hemmte 1813 und 1814 die Rinderpest welche sich in Holstein in 2 Städten, 4 Flecken, auf 7 adligen Gütern und in 38 Dörfern verbreitet hatte, durch Niederschlagen und Stallsperrre, unter Umständen auch Ortssperre, in weniger als 6 Monaten. An der Krankheit waren gestorben (größtentheils vor der Anwendung der Keule!) 1132 Häupter; erschlagen wurden: 486 Stück und 263 Rinder seuchten durch. Nirgends war es nöthig, den ganzen Viehstamm eines Ortes zu vertilgen. In den meisten Fällen genügte schon das Erschlagen der ersten kranken und verdächtigen Thiere. Selten brauchte dies in einem Orte wiederholt zu werden und noch seltener kam es vor, daß die Commission zu diesem Behufe zum dritten Male in einen Ort zurückzukehren brauchte. Die Gränze war dabei aufs strengste bewacht, damit keine neue Einschleppung stattfände.

Wo das Niederschlagen, die sogenannte Keule, derartig wirkt, da ist der Vortheil offenbar. Dänemark ist seit der Zeit von der Rinderpest nicht wieder betroffen worden.

Wo es sich aber als nothwendig herausstellt, daß sofort alles Vieh eines Ortes niedergeschlagen werde, in dem die Rinderpest ausgebrochen ist, weil man sich, bei der Unzuverlässigkeit der Eigenthümer, auf das Erschlagen und Vergraben des kranken und verdächtigen Viehs allein nicht verlassen und beschränken kann, wo zudem eine neue Invasion nicht mit Sicherheit zu verhüten ist, da ist die Keule nicht angezeigt und ihre Anwendung — wie dies Eingangs schon gesagt — als ein bloßes Experiment zu betrachten, bei dessen Anordnung die wissenschaftliche Veterinairmedicin nicht um Rath gefragt worden ist.

Wie bereits angeführt, stehen mir keine weiteren officiellen Nachrichten über den gegenwärtigen Stand der Rinderpest in Polen zu Gebote; es ist aber bekannt, daß durch das besprochene summarische Verfahren und die neue Gesetzgebung dieselbe dort keinesweges ganz und gar getilgt ist. Denn als ich im Herbst 1858 durch Warschau reiste, theilte mir der Director der dortigen Veterinairschule, Herr Eichler, mit, daß er erst vor wenigen Tagen die Rinderpest in der Nähe der Residenz zu behandeln gehabt habe. In dem diesjährigen dritten Fest der deutschen Mittheilungen der freien ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg, S. 223, wird ein neues Vorbaumungsmittel gegen die Rinderpest, von demselben Herrn Eichler empfohlen, bekannt gemacht:

1 Quentchen der Essenz von der Wurzel der Bryonia alba wird mit 53 Loth Wasser verdünnt, und davon Morgens und Abends zu 2 Eßlöffel voll, Kälbern und Stärken zu 1 Eßlöffel, gegeben. Bei eintretendem Durchfall soll die Cur einige Tage ausgesetzt und dann wieder begonnen werden. Nach einem dreimaligen Gebrauch des Mittels — heißt es — wird das Vieh für vollständig sicher vor der Seuche gehalten.

Die Redaction fügt hinzu: „bis zum Eintritt der Impfungsmethode in ihre Rechte greift der Landwirth in seiner Noth nach dem Strohhalme.“

Ein solcher trügerischer Strohalm wird ihm hier wahrscheinlich auch geboten; die Darbietung selbst bezeugt aber, daß die Noth, d. h. die Rinderpest, auch jetzt noch in Polen vorhanden ist.

Wir haben uns nicht die Aufgabe gestellt, zu untersuchen, welche anderen Maßregeln sicherer zum Ziele führen könnten, sondern wollen hier nur noch schließlich bemerken: daß alle Länder, welche das lebendige Steppenvieh nicht entbehren können, erst dann vor der Einschleppung der Rinderpest vollkommen gesichert sind, wenn sie nur geimpfte Rinder importiren.

Professor Staatsrath Fessen.

Literarisches.

— **U**nter den lebenden russischen Dichtern vielleicht der bedeutendste ist Nekrassow — zwar nicht sehr gestaltungreich, nicht großartig schöpferisch, aber manche Seite der lyrischen Empfindung mit prägnanter Eigenthümlichkeit anschlagend. Seine Gedichte sind 1856 in Moskau erschienen und haben ihm rasch große Popularität in Rußland erworben. Zu diesem Erfolge haben indessen vorzugsweise die Gedichte beigetragen, die Nekrassow aus reichfließender satirischer Ader gegen Gebrechen der Zeit gerichtet hat; das „Wiegenlied“, „der Ehrenmann“, „das vergessene Dorf“ u. a. m. sind in Jedermanns Munde, wie ihrer Zeit Béranger's Chansons in Frankreich. Nekrassow ist zugleich Redacteur der gediegenen Monatschrift: der Zeitgenosse (Sowremennik), deren Miteigenthümer er ist. Von schneidender Schärfe ist das „vergessene Dorf“, von dem wir hier eine Uebersetzung geben; die Geißelung der „absentees“ ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein sehr beliebtes Thema und sichert dem Gedicht noch „für eine Weile“ die Unsterblichkeit. Es lautet:

Das vergessene Dorf.

Holz, die Hütte auszubessern,
 Bittet Mütterchen Renila
 Von des Dorfes Aelt'stem Wlaß.
 „Habe keines“ — sagt er brummend,
 „Nun, was stehst du? pack dich fort!“ —

„Laß der Herr nur kommen“, denkt
 Still die Alte, „er wird zwischen
 „Uns entscheiden; selber sehen
 „Wird der Herr, daß schlecht mein Häuschen
 „Und befehlen, Holz zu geben“.

Wohnt da so ein gier'ger Wucherer
 Zu der Nähe, der die Bauern
 Listig um das Ihre bringt;
 Schon ein treffliches Stück Landes
 Hat er ihnen abprozeß.
 „Laß der Herr nur kommen“, trösten
 Sich die Bauern, „lehren wird er
 „Schon die schlaunen Feldvermesser!
 „Wenn der Herr ein Wort nur sagt
 „Ist der Acker wieder unser“.

Nach Natascha freit Ignascha
 — Hat sein eigen freies Gütchen —;
 Der Verwalter, von Gemüth
 Weichgestimmt wie alle Deutschen,
 Beigert sie zum Weibe ihm.
 „Müssen warten“, spricht Natascha,
 „Bis der Herr nach Hause kommt.“
 Kurz, es schreien Groß' und Kleine
 Durch einander, fast mit Zanken:
 „Laß der Herr, der Herr nur kommen!“

Längst gestorben ist Kenila;
 Hundertfältig hat geerntet
 Nachbar Schelm von fremdem Land;
 Bärt'ge Männer sind geworden
 Aus den Knaben, und Ignascha
 Als Recrut davongezogen;
 Selbst Natascha hat die Hochzeit
 Längst sich aus dem Sinn geschlagen;
 Doch der Herr ist nicht gekommen,
 Immer kam der Herr noch nicht.

Endlich zeigt bespannt mit Sechsen
 Auf der Straße sich ein Wagen,
 Auf dem hohen Trauerwagen
 Steht ein Sarg von Eichenholze,
 In dem Sarge liegt der Herr,
 Hinterm Sarge folgt der neue.
 In die Gruft setzt man den alten,
 Seine Thränen trocknend setzet
 In die Kutsche sich der neue —
 Fährt davon nach Petersburg.

„Zur Revision des Erbrechts vom Standpunkte
 der Ethik von E. B. v. W.“ (Berlin 1860.)

Um unsern Lesern auch einmal das Vergnügen zu machen, in dieser wunderarmen Zeit etwas Seltenes sich anzusehen und daraus Stoff zur Belehrung zu finden, wie er nicht oft geboten wird, theilen wir ihnen nicht nur — denn das wäre zu wenig für „jahrelang gepflegte“ Gedanken — eine dürftige Kritik der obigen Schrift, sondern lieber gleich die ganze Schrift selbst mit, zumal sie an Länge nicht leidet. Die Einstreuung einiger kleiner Bemerkungen wird hier wol „vom Standpunkte der Ethik“ aus nicht verwerflich sein. Der Herr Verf. beginnt:

„Da vorliegendes Blatt für das allgemeine Publicum geschrieben, dieses aber in unserm Jahrhundert nicht die Muße hat, umfangreiche Abhandlungen zu lesen, so giebt der Verfasser in kürzesten Worten, was er jahrelang gepflegt, und bezeichnet nur den Endzweck seiner Ideen.“

Nun, dafür wird ihm jeder Freund der Kürze dankbar sein, und wer weiß, um wie viel schwieriger es ist, sich kurz zu fassen, als sich eines Breiteren auszulassen, der wird die kunstvolle Kürze des Herrn Verf. bewundern. — Es folgt die erste Prämisse:

„Die Rechts-Institutionen bezwecken nicht nur die Sicherheit der

„Personen und Sachen, sondern sie müssen auch darauf hinzielen, die Menschheit zur vollkommensten Verwirklichung der Moral in Familie und Staat hinzuleiten“ —

ein sehr gefährlicher, weil so häufig mißverständener Satz, der nicht nur auf dem Gebiete des Civilrechts, sondern mehr noch auf dem des öffentlichen Rechts viel Unheil angerichtet hat. Die Juristen brauchen nur an all das Unheil zu denken, das die praktische Ausbeutung der relativen Strafretheorien von jeher über die Welt gebracht hat, und sie werden schwerlich den Satz des Herrn Verf. ohne weiteres unterschreiben. Ein jeder ehrenhafte Jurist wird so gut wie der Herr Verf. die Moral hochschätzen und sicherlich niemals Rechts-Institutionen das Wort reden, die allgemein anerkannten und befolgten Grundsätze sittlicher Freiheit widerstreiten, aber die große Mehrzahl wird abweichend vom Verf. die im Volke lebenden und durch die Gesetzgebung gepflegten Rechtseinrichtungen eben nicht nach den nothwendig individuellen und deshalb schwankenden Anschauungen über die Moralität dieser oder jener Bestimmung beurtheilen. Für die Moralität seiner Handlungen sorgt Jeder am besten selbst, sie gehört gar nicht vor das Forum des Richters und darum wäre es mit dem Staate schlimm bestellt, der sich zu einer Erziehungsanstalt machte, aus welcher lauter fertige höchst moralische Familien hervorgingen. Da dem Herrn Verf. ein solcher Zustand wünschenswerth scheint, so kann er natürlich nur klagen wie folgt:

„In wie weit die Principien des fast durchgängig in Europa gleichmäßig geltenden Erbrechts diesen Anforderungen nachkommen, beweist der traurige Zustand der Familie in unserm Zeitalter — und namentlich der Eheschließung, die einen Grad der Depravation erreicht, welche die Menschheit tief herabwürdigt.“

Ob der Herr Verf. die Satiren Juvenal's, namentlich die zweite, nicht kennt? oder nicht wissen sollte, daß man so häufig beim Nachforschen über die Gründe s. g. „Depravationen“ den Bald vor Bäumen nicht sieht? — Doch weiter!

„Zur Grundlage seiner Deduction nimmt der Verfasser als Beispiel das Erbrecht seines Vaterlandes, der deutschen Ostseeprovinzen Rußlands, mit Uebergang der kritischen Beleuchtung des Instituts der Majorate, deren schädlicher Einfluß auf Moral und Volkswirtschaft längst von der Wissenschaft zu Tage gelegt worden — dies auch mehr dem öffentlichen Rechte zufällt.“

„Das bürgerliche Erbrecht anlangend, soll nach oben angeführtem „Rechte das mütterliche Erbe gleichmäßig unter alle Kinder, Söhne wie Töchter, getheilt, das väterliche aber den Söhnen zwei Töchter-Anteile zutheilen, d. h. jeder Sohn gilt gleich zweien Töchtern.“

Und nun? — „Daraus folgt — daß es reiche und arme Mädchen giebt“; unbezweifelbares Factum, aber wunderbare Logik!

„Die reichen Mädchen werden ihres Vermögens wegen geheirathet und sind meistens schlechter daran und unglücklicher als die armen — was Jedermann aus dem Zugeständnisse derselben erfahren kann.“

Doch wohl nicht so ganz. Es giebt zum Glück auch heute noch Mädchen, deren Natur dem stücklich reinen Wesen einer Lisbeth gleich ist und die sich in ihrer reinen, opferungsvollen Liebe bei aller Armuth doch eben so von Gottes Gnaden fühlen als die Reichen ihres Geschlechts. Es heißt das Edle der Frauennatur gar wenig kennen und schätzen, wenn man denkt wie der Herr Verf. Noch mehr:

„Die armen werden um ihre Neigung nicht befragt und ihre Verheirathung, wenn sie gelingt, kann nur eine Verkuppelung genannt werden.“

Doch auch wol nicht so ganz, wenigstens nicht in der Welt, die ich gesehen habe. Wäre dem so, dann freilich „kann sich den ethischen Schluß auf solche Verhältnisse jeder selbst ziehen.“ — Das wären also die Motive zur folgenden Codification — und nun

„gestatte man dem Verf., sofort zu seinem Erbrechts-Entwurfe „überzugehen, welcher, wie er zum Besten der Menschheit hofft, die wohlthätigsten Folgen auf das ganze sociale Leben ausüben muß.“

Daß doch „die Menschheit“ niemals für sich selbst sorgen kann! daß doch immer Andre für ihr Bestes sorgen müssen!

§ 1. „Sowohl das väterliche als mütterliche Erbe wird zu ganz gleichen Theilen unter die Kinder, Söhne wie Töchter, getheilt“ — ein verständiger Grundsatz, den die meisten Civilgesetzgebungen nach dem Vorbilde des römischen Rechts anerkennen und, sobald allein Descendenten die Erbsolger sind, durchführen, dessen Anerkennung und Durchführung aber, wie das römische Recht beweist (der Herr Verf. denke nur an die der Nov. 118 vorhergegangene Entwicklungsgeschichte!) nicht in so kurzer Zeit zu bewirken ist, als der Herr Verf. zu glauben scheint.

§ 2. „Jedoch genießen die Töchter nur die Zinsen ihres Erbtheils, können über den Stamm des Vermögens nicht disponiren.“

Wie sich das mit jener im § 1 decretirten Gleichstellung beider Geschlechter verträgt, sieht wol nur der Verstand der Verständigen, ich vermag die Consequenz nicht zu entdecken. Die Absicht freilich merkt sich leicht; sie ist im § 3 ausgesprochen:

§ 3. „Sobald eine Tochter heirathet, fällt ihr gesammtes Erbtheil, oder wenn ihre Eltern schon verstorben, ihr gesamtes Vermögen ihren Geschwistern zu, die sich zu gleichen Theilen darin theilen.“

Originell jedenfalls! Und wie schön, wenn die junge Frau sich alles irdischen Gutes ganz entkleidet! Sie soll als Mutter ja Moral studiren und auf ihre Kinder, ohne den Bedürfnissen der Außenwelt große Beachtung zu schenken, einen ganzen Reichthum ethischer Schätze vererben. Des Lebens Nothdurft sacht uns ja nicht an.

§ 4. „Stirbt ein Sohn ohne Erben oder stirbt eine unverheirathete Tochter, so wird ihr Erbe zu gleichen Theilen vertheilt unter die Söhne und unverheiratheten Töchter.“

§ 5. „Die verheiratheten Töchter haben nie und nimmermehr eine Erbschaft irgend welcher Art zu erwarten, selbst in dem Falle nicht, wenn ihre Familie bis in die entferntesten Agnaten-Zweige aussterben sollte. Das der Art frei gewordene Vermögen wird zum Besten wohlthätiger Zwecke dem Staate zur Disposition gestellt.“

Es giebt manche Bestimmungen, die keines Commentars bedürfen. Zu solchen pflegten die alten Glossatoren ihr „Interpretatione non eget“ zu setzen und waren oft herzlich froh, daß sie so leichten Kaufs über einige Stellen hinwegkamen, die ihrem juristischen Gewissen nicht so recht einwillten. Auch hier „Interpretatione non eget.“ — Nun kommen zum Schluß die gesunden Früchte jener fünfsparagraphigen Gesetzgebung.

„Diese Bestimmungen, meint der Verf., würden zur Folge haben:

- 1) „daß allen habgierigen Motiven bei Schließung einer Ehe vorgebeugt würde, indem alle Mädchen ohne Vermögen in die Ehe träten,
- 2) „daß aber auch die Unabhängigkeit und Würde der unverheiratheten bleibenden Töchter gewahrt sei,

3) „daß die Söhne, durch das Erbtheil der verheiratheten Töchter
 „sowohl, als auch durch das Erbtheil der unverheirathet verstor-
 „benen bereichert, dadurch in den Stand gesetzt würden, heirathen
 „zu können.

„Die Voraussetzung, daß bei obigem Erbrechte gar keine Ehen mehr
 „geschlossen werden würden, ist unbegründet, vielmehr ist mit Sicherheit
 „anzunehmen, daß die Ehen zunehmen würden, indem es keinem Zweifel
 „unterliegt, daß durch diese Erbrechts-Bestimmungen das gesammte Men-
 „schengeschlecht sich regeneriren, an Kraft und Schönheit zunehmen und
 „dieser zunehmenden physisch = gesunden Entwicklung die moralische
 „naturgemäß folgen würde.

„Die Ehe aber ist die Wurzel und die Krone der Moral!

Riga, den 4. Juli 1860.“

Möge „die Menschheit“ die Hoffnungen des Herrn Verf. nicht zu
 Schanden werden lassen!

Dr. Beckhaus.



Die Redaction der Baltischen Monatschrift sieht sich zu der Erklärung
 veranlaßt, daß sie sich außer Stande befindet, Einsendungen in die Monats-
 schrift aufzunehmen, deren Verfasser sich der Redaction nicht nennen.

Redacteurs:

Theodor Böttcher,
 Civl. Hofgerichtsrath.

Alexander Falkin,
 Rigascher Rathsherr.

A
PL 51
1860

Inhalt.

Die landärztlichen Verhältnisse, insbesondere Kur- lands	Seite 189.
Weltansprüche und Mädchenerziehung	„ 229.
Ein Bild aus dem Pugatschewischen Aufstande	„ 242.
Die Gemeinden als Arbeitgeber	„ 265.
Die Maßregeln gegen die Kinderpest im König- reich Polen	„ 272.
Literarisches	„ 282.

Der zweite Band des ersten Jahrganges der „Baltischen Monatschrift“ wird bis zum Schlusse des laufenden Jahres in sechs Heften geliefert werden; der zweite Jahrgang wird mit dem Januar f. J. beginnen und in monatlichen Heften von sechs Bogen erscheinen.

Der Abonnements-Preis beträgt für den Jahrgang in Riga und in allen deutschen Buchhandlungen Rußlands 6 R. 50 C., bei Bestellung durch die Postämter 8 R. S.

Im Auslande ist die Monatschrift durch Fr. v. Bötticher in Dresden für den Preis von 8 Thalern zu beziehen.

Zusendungen für die Zeitschrift werden unter der Adresse der „Redaction der Baltischen Monatschrift in Riga“ erbeten.

ESTI
RAHVUSRAAMATUKOGU
AS
64 150